

## »KONSTRUKTION« UND »DEKONSTRUKTION«

---

In diesem Kapitel wird eine Klärung der Begriffe »Konstruktion« und »Dekonstruktion« sowie »Konstruktivismus« und »Dekonstruktivismus« vorgeschlagen. Diese erscheint notwendig, weil der metaphorische Begriff »Konstruktion« inzwischen allerorts zu finden ist und unter den Begriff »Konstruktivismus« sehr heterogene Ansätze subsumiert werden. Ich möchte also versuchen, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede dieser Ansätze herauszuarbeiten. Dabei wird sich zeigen, dass quer durch die sozial- und naturwissenschaftlichen Fächer eine Kontroverse zum einen zwischen »Realisten« und »Konstruktivisten«, zum anderen zwischen »Konstruktivisten« und »Poststrukturalisten« zu finden ist und dass für erstere der Streit um Essentialismus, für letztere der Streit um die *agency* des Subjekts von zentraler Bedeutung ist. Außerdem werde ich meine These vorstellen, dass Butler keinen »konstruktivistischen«, sondern eher schon einen »dekonstruktivistischen« Ansatz vertritt, dass aber beide Bezeichnungen letztlich irreführend sind, weil Butler – wie Foucault – im Grunde keine Analyse der Konstruktionen, sondern eine Analyse der Ausschließungsverfahren im Diskurs im Auge hat.

### **Exkurs: Der Konstruktionsgedanke in den Neurowissenschaften**

Meine Klärung des Konstruktionsbegriffs möchte ich mit einem Exkurs zu den Neurowissenschaften beginnen, denn hier ist ein Streit zu erkennen, der dem Essentialismus-Streit in den *Gender Studies* nicht unähnlich ist und der hilfreich ist für das Verständnis der konstruktivistischen Ansätze.

Die neuere Wahrnehmungsforschung unterstreicht den konstruktiven Charakter der Wahrnehmung. Singer z.B. formuliert:

»Wenn Neurobiologen Wahrnehmungsprozesse erforschen und erkennen, wie *konstruktivistisch* und zugleich wenig objektiv unsere Wahrnehmungen sind, und wenn sich ferner erweist, dass dies auch für die Prozesse gilt, die unserem Denken zugrunde liegen, dann muss das für jemanden, der davon ausgeht, dass man durch Nachdenken allein zu verlässlicher Erkenntnis vorstoßen kann, irritierend wirken.« (2003: 11, Hervorh. U.M.)

Im Alltag gehen wir zwar davon aus, dass es da draußen in der Welt Objekte mit bestimmten Eigenschaften gibt, die wir registrieren, aber das Wahrnehmen ist kein passives Aufnehmen. Das Gehirn arbeitet nicht wie ein Wellenlängenmesser, das die vom Objekt ausgehenden und auf der Retina eintreffenden elektromagnetischen Wellen misst. Holm Tenens formuliert daher: »Etwas wahrzunehmen ist ein Vorgang, der sich zwischen dem wahrgenommenen Objekt und dem Organismus, insbesondere dem sensorisch-neuronalen Apparat abspielt.« (1999: 296, Hervorh.U.M.) Die Ergebnisse der Wahrnehmungsforschung zeigen also, dass Wahrnehmung ein aktiver, konstruktiver Prozess ist.<sup>1</sup> Dadurch wird nicht nur die klare Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt problematisch, auch die Annahme eines Ichs mit Bewusstsein wird zu einem »schwierigen Problem« (vgl. Chalmers 1999)<sup>2</sup>. Da wir für die Aktivitäten der eigenen Sinnesorgane oder für bestimmte durch sie ausge-

---

1 Am Beispiel des Farbensehens lässt sich verdeutlichen, dass die Farbe eines Objekts eher im Gehirn entsteht, als dass sie eine Eigenschaft des Objekts ist. Die Farbe ergibt sich aus der Zusammensetzung des Lichts, das das Objekt reflektiert, denn aufgrund seiner stofflich-chemischen Zusammensetzung absorbiert es bestimmte Wellenlängenbereiche, andere dagegen nicht. Also legen die im reflektierten Licht vertretenen Wellen die Farbe des Objekts fest. Dies ist die Seite des Objekts. Dann gibt es die Seite des Subjekts: In der Retina des menschlichen Auges kommen drei verschiedene Typen von Rezeptorzellen (Zäpfchen) vor, die auf die unterschiedlichen Wellenlängenbereiche reagieren, sogenannte Blau-, Grün- und Rotzäpfchen. Die Informationen über die in der Retina detektierten Blau-, Grün- und Rotanteile werden an das Gehirn weitergeleitet und dort auf eine komplizierte und noch nicht verstandene Weise verrechnet, so dass schließlich eine spezifische Farbempfindung im Subjekt entsteht.

2 Auch wenn Chalmers die Fragen, ob Subjekte Zugang zu »internen Zuständen« haben und über sie berichten können, für relativ »leichte Probleme«, (»weil es bei ihnen um die Erklärung kognitiver Fähigkeiten und Funktionen geht«), das Problem des Erlebens dagegen für ein wesentlich schwieriger zu lösendes hält, weist er doch darauf hin, dass es bislang nicht möglich sei, sie hinreichend zu erklären (vgl. 1999: 222ff.): »Elektromagnetische Wellen treffen auf die Retina, sie werden vom visuellen System diskriminiert und kategorisiert, warum aber wird diese Diskriminierung und Kategorisierung als eine Empfindung von leuchtendem Rot erlebt?« (Ebd. 227)

löste Gehirnaktivitäten keine eigenen Rezeptoren haben, ist es schwierig zu erklären, wie die Sinneseindrücke koordiniert und integriert werden. Gibt es ein Ich, das diese Funktionen übernimmt? Kann das Ich über seine eigenen Wahrnehmungen reflektieren? Auch dies nehmen wir im Alltag an.<sup>3</sup> Aber dann müsste es einen Homunkulus, einen unabhängigen, neutralen Beobachter im Gehirn geben, der diese Prozesse kontrolliert und bewertet. Eben dies ist eine Vorstellung, die Damasio als *Descartes' Irrtum* beschreibt, die Vorstellung nämlich, dass es »im Gehirn eine Region gibt, die unabhängig vom Körper und von den Emotionen arbeitet« (vgl. 1994: 18). Die kühle Strategie, die Kant und andere vertreten hätten, entspreche »weit eher der Art und Weise, wie Patienten mit präfrontaler Schädigung an Entscheidungen herangehen, als die üblichen Verfahrensweisen normaler Menschen« (ebd. 236). Diese Vorstellung erweist sich zunehmend als unhaltbar, denn ein unabhängiger Ort oder eine neutrale Instanz lässt sich im Gehirn nicht finden. So sind alle – auch die Philosophen – aufgefordert, die Entstehung des Ich-Bewusstseins »ohne Rückgriff auf Metaphysik« zu erklären (vgl. Flohr 1994: 343). Auch wenn nach wie vor einige behaupten, Bewusstsein sei mehr als etwas, das im Gehirn empirisch nachgewiesen werden könne, so mehren sich doch die Stimmen, die das Bewusstsein dynamisch-prozessual erklären. So schreibt z.B. Hans Flohr: »Bewusstsein ist das Produkt eines Informationsverarbeitungsprozesses; es ist das Produkt der repräsentationalen Aktivität des Nervensystems.« (Ebd. 351) Es erscheint zunehmend problematisch, das Ich-Bewusstsein und damit auch das Subjekt losgelöst vom Kontext und von der »Welt da draußen« zu bestimmen. Wenn »es keinen Punkt im Nervensystem [gibt], der dem Subjekt, gleich einem Homunkulus, entsprechen könnte« (Linke 1994: 411), schlägt die Sicherheit, mit der vom Subjekt gesprochen wird, in Unsicherheit um. Noch ist eine Differenz zwischen natur- und geisteswissenschaftlicher Perspektive unübersehbar: Während die (naturwissenschaftlichen) Neurowissenschaftler das Bewusstsein eher als einen Prozess erklären, der aus dem Wechselspiel zwischen Gehirn und Körper oder zwischen Gehirn und Umwelt entsteht, gehen (geisteswissenschaftliche) Neurophilosophen eher vom Subjekt aus. Viele haben zwar das autonome Subjekt (der Aufklärung) verabschiedet und stellen seine Abhängigkeit von der (sozialen) Umgebung in Rechnung, doch sie halten an der strikten Grenzziehung zwischen Subjekt und Objekt fest, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil eine klare Bestimmung des Subjekts für

3 Dies wird auch in meiner Interviewfrage vorausgesetzt, und so stellen einige Interviewte in ihren Irrtumsdarstellungen ihre Wahrnehmungen so dar, als hätten sie eine Person bzw. ein Merkmal eines Objekts (z.B. »lange Haare«) gesehen und dann über diesen Sinneseindruck nachgedacht.

ethische Überlegungen unabdingbar ist. Nur wenn Handlungen einem Subjekt zugerechnet werden können, kann ihm auch die Verantwortung für sein Handeln zugeschrieben werden. Wenn aber das Subjekt dynamisch und relational gedacht wird, ist die Frage der Verantwortung des Subjekts nicht mehr eindeutig zu klären.

Wie sich oben bereits gezeigt hat, ist durchaus eine andere Konzeption des Subjekts denkbar. Foucault z.B. hat das autonome Subjekt verabschiedet, ohne es dynamisch-relational zu denken. Aber sein Ansatz wird nach meinem Eindruck von den Neurophilosophen kaum diskutiert. Könnte er hilfreich sein zur Erklärung des Ich-Bewusstseins? Umgekehrt zeigt sich hier auch die Frage, wie es in seinem Ansatz um die Verantwortung des Subjekts für sein Handeln steht: Kann es für sein Handeln verantwortlich sein, wenn es »Effekt« ist? Hier kann ich auf diese Fragen nicht weiter eingehen, stattdessen möchte ich noch auf einen anderen Streitpunkt hinweisen: Zwar gehen alle davon aus, dass Wahrnehmung ein komplexer Prozess mit konstruktiven Elementen ist, doch während die einen behaupten, es müsse objektive Gegenstände geben, sonst hätten wir gar kein Verständnis von irgendeiner Realität, behaupten die anderen, wir könnten gar nicht wissen, ob es diese Objekte »gibt«, denn das Gehirn kann nicht abbilden, sondern nur konstruieren. Folglich könne es kein »Urbild« geben, das Gehirn könne also nicht repräsentieren, sondern nur konstruieren (vgl. Schmidt 1996: 14f.). Es zeigte sich also, dass es unter den Neurowissenschaftlern eine Art »Essentialismus«-Streit gibt, nämlich einen Streit zwischen »(externen) Realisten« und »Konstruktivisten«. Dies ist letztlich ein philosophischer Streit. Und in diesem bezieht John R. Searle Stellung.

### **»Realisten« vs. »Konstruktivisten«**

Searle verteidigt in seinem Buch *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit* (1997) [*The Construction of Social Reality* 1995] die »Idee, dass es eine Wirklichkeit gibt, die von uns völlig unabhängig ist«:

»Viele Leute, darunter auch einige, deren Meinungen ich respektiere, haben argumentiert, dass die gesamte Wirklichkeit irgendwie eine menschliche Schöpfung ist, dass es keine rohen Tatsachen gibt, sondern nur Tatsachen, die vom menschlichen Geist abhängen. [...] Ich möchte die Idee verteidigen, dass es eine Wirklichkeit gibt, die von uns gänzlich unabhängig ist.« (1997: 12)

Diese »Verteidigung« hält er für dringlich notwendig, weil es auf dem gegenwärtigen philosophischen Schauplatz üblich geworden sei, »so-

wohl die Existenz einer Wirklichkeit, die von menschlichen Repräsentationen unabhängig ist, wie auch die Auffassung, dass wahre Aussagen den Tatsachen entsprechen, zu bestreiten« (ebd. 159). Dabei macht er einen starken Vorwurf: Viele hielten den Konstruktivismus hoch, weil es Mode sei und sie sich davon einen Machtgewinn versprechen:

»Irgendwie ist es für unseren Willen zur Macht befriedigend zu glauben, dass ›wir‹ die Welt machen, dass die Wirklichkeit selbst nur eine gesellschaftliche Konstruktion ist, die beliebig veränderbar und zukünftigen Änderungen unterworfen ist, je nachdem, wie es ›uns‹ passt. Ebenso anstößig scheint zu sein, dass es eine unabhängige Wirklichkeit roher Tatsachen gibt – blind, verständnislos, gleichgültig und von unseren Interessen völlig unberührt. Und all dies ist Teil der allgemeinen intellektuellen Atmosphäre, die antirealistische Versionen des ›Poststrukturalismus‹ wie den Dekonstruktivismus intellektuell akzeptabel, sogar aufregend erscheinen lässt. [...] So bin ich etwas in Nöten.« (Ebd. 168)

Wie hier zu erkennen ist, kritisiert Searle insbesondere »antirealistische Versionen des ›Poststrukturalismus‹ wie den Dekonstruktivismus«. Dies wird an seiner Aussage zu Derrida sehr deutlich:

»Derrida hat, soweit ich es sagen kann, gar kein Argument. Er erklärt einfach, dass es nichts außerhalb von Texten gibt (*Il n'y a pas de hors texte*). Und in einer späteren polemischen Antwort auf einige Einwände von mir scheint er ohnehin alles zurückzunehmen: Er sagt, dass er mit der anscheinend spektakulären Erklärung, dass es nichts außerhalb von *Texten* gebe, nur die Banalität meinte, dass alles in dem einen oder anderen *Kontext* existiert. Was soll man also tun angesichts einer Reihe schwacher oder gar nicht existenter Argumente für eine Schlussfolgerung, die einfach absurd erscheint?« (Ebd. 169, Hervorh. im Original)

Mit der Position Maturanas setzt er sich dagegen ausführlicher auseinander und versucht, seine Argumente zu widerlegen:

»Maturana verwirft die Idee einer ›objektiven Wirklichkeit‹ zugunsten einer Idee, dass Nervensysteme wie autopoietische Systeme sich ihre eigene Wirklichkeit schaffen. Das Argument scheint folgendes zu sein: Da wir keine Vorstellung von und keinen Zugang zu der Wirklichkeit haben außer durch die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeiten in den ›konsensuellen Bereichen‹, die von autopoietischen Systemen konstruiert werden, gibt es keine Wirklichkeit, die unabhängig von biologischen Systemen besteht. Gegen diese Ansicht möchte ich folgendes sagen: Aus der Tatsache, dass unsere Erkenntnis/Vorstellung/Bild der Wirklichkeit von menschlichen Gehirnen in menschlichen Interaktionen konstruiert wird, folgt nicht, dass die *Wirklichkeit*, von

der wir Erkenntnis/Vorstellung/Bild haben, von menschlichen Gehirnen in menschlichen Interaktionen geschaffen worden ist. Der Schluß aus der kollektiven neurophysiologischen kausalen Erklärung unserer Erkenntnis der externen Welt auf die Nichtexistenz der Außenwelt ist einfach nur ein *non sequitur*, ein genetischer Fehlschluss.« (Ebd. 168f.)<sup>4</sup>

Offensichtlich bringt Searle einem naturwissenschaftlichen »Konstruktivisten« wie Maturana mehr Verständnis entgegen als einem poststrukturalistischen Philosophen wie Derrida (obwohl – oder weil? – er selbst Philosoph ist). Gleichwohl ist seine Kritik gegenüber »Antirealisten« insgesamt sehr scharf: »Sobald man einmal die Behauptungen und Argumente der Antirealisten offen legt, nackt und unverhüllt, neigen sie dazu, ziemlich lächerlich auszusehen. Daher die Obskurität und sogar der Obskurantismus vieler (nicht aller) dieser Diskussionen.« (Ebd. 168) Hier zeigt sich, dass im Streit zwischen »Realisten« und »Konstruktivisten« bzw. »Antirealisten« nicht immer sachlich argumentiert wird. Doch Searles Argumente gegen Maturana sind klar formuliert: Aus den Erkenntnissen der Wahrnehmungsforschung könne nicht auf die Nichtexistenz der »Welt da draußen« geschlossen werden. Das heißt, er bezweifelt nicht, dass der Wahrnehmungsapparat so funktioniert, dass wir Bilder der Wirklichkeit erzeugen – konstruieren –, er kritisiert allerdings den logischen Fehler in der Argumentationskette: Auch wenn wir die Wirklichkeit nur indirekt erschließen könnten, folge daraus nicht zwangsläufig, dass sie nur in unserem Geiste existiere. Genau dies aber behaupten die »konstruktivistischen« Wahrnehmungsforscher. Sie nehmen diese indirekte Erschließung zum Ausgangspunkt: Da das Gehirn keinen direkten Zugang zu den Dingen außerhalb hat, können wir gar nicht wissen, ob es außerhalb unseres Gehirns Tatsachen, Dinge, Objekte »gibt«. Hier stehen sich also zwei »Parteien« gegenüber. Und so wie ich oben argumentiert habe, dass es sinnvoll ist, Butlers Essentialismus-Kritik ernst zu nehmen, um neue Wege der Analyse zu erkunden, halte ich es hier für sinnvoll, die Argumente der »konstruktivistischen« Forscher ernst zu nehmen, weil sie damit ein neues Verständnis der Wirklichkeit eröffnen. Gleichwohl ist auch Searles Argument, die Annahme »roher Tatsachen« sei unerlässlich, genauer zu betrachten, denn auch er konzediert, dass eine Tatsache eine »gemachte Sache« sei: »Factum ist also das gemachte Ding oder die Tatsache.« (Vgl. ebd. 218) Aber er hält die Annahme einer »rohen Tatsache« hinter oder außerhalb der

---

4 Als Fußnote ergänzt er: »Es gibt darüber hinaus ein Problem mit den menschlichen Gehirnen und den menschlichen Interaktionen selbst. Sollen auch sie durch menschliche Interaktionen konstruiert worden sein?« (1997: 169)

Konstruktionen für notwendig, denn: »Die Rohmaterialien ihrerseits können nicht gesellschaftlich konstruiert sein, ohne irgendein noch roheres Material vorauszusetzen. [...] Eine gesellschaftlich konstruierte Wirklichkeit setzt eine nicht gesellschaftlich konstruierte Wirklichkeit voraus.« (Ebd. 200) Es ist nach seiner Auffassung die Aufgabe der Naturwissenschaftler, »wahre Aussagen« über »rohe Tatsachen« aufzustellen. Seine Aufgabe sieht er darin, die Behauptung, dass es diese gibt, zu verteidigen.

Reformuliert Searle dann nicht den Natur-Kultur-Gegensatz? Sind »rohe Tatsachen« dann nicht das Unbearbeitete, das noch nicht von Menschen Gemachte, das Rohe, das dann »gekocht« wird? Dies hatte Butler als Essentialismus kritisiert. Dann verteidigt Searle sozusagen gegen Butler die Behauptung, dass eine Essenz vorauszusetzen sei. Aber er spricht hier nicht von Essenz, sondern von der »Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit«. Knüpft er dann nicht an Berger und Luckmanns *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* (1969) an? Was ist dann das Neue an seinem Ansatz? Anhand der Stellung des Adjektivs »gesellschaftlich« (*social*) lässt sich ablesen, dass das Soziale in beiden Ansätzen unterschiedlich akzentuiert ist. Bei Berger/Luckmann geht es um die These, dass die Wirklichkeit, in der wir leben, nicht nur real, sondern auch gesellschaftlich konstruiert sei. Searle dagegen verteidigt fast 30 Jahre später die These, dass es nicht nur die gesellschaftliche konstruierte Wirklichkeit gebe, sondern dass diese eine »rohe« Wirklichkeit zur Voraussetzung habe. Für spätere Überlegungen ist festzuhalten, dass sowohl Berger/Luckmann als auch Searle davon ausgehen, dass es eine Wirklichkeit gibt, die von Subjekten konstruiert wird, dass sie also Subjekte als »Konstrukteure« der gesellschaftlichen Wirklichkeit voraussetzen. Hier ist zunächst auf den Wirklichkeitsbegriff einzugehen.

## Die Konstruktion der Wirklichkeit

Berger und Luckmann waren die ersten, die auf den konstruktiven Charakter der gesellschaftlichen Wirklichkeit hingewiesen haben. Ausgehend von der Phänomenologie (Husserl und Schütz) haben sie aufgezeigt, dass sich unsere Erfahrung der Wirklichkeit vor allem in sozialen Interaktionen herausbildet. Dabei gingen sie von zwei unterschiedlichen Wirklichkeitsebenen aus, der Wirklichkeit erster Ordnung mit den »rohen Tatsachen« und der Wirklichkeit zweiter Ordnung, die sozial hergestellt wird. Diese Unterscheidung ist auch bei Searle zu finden. Er argumentiert nun jedoch defensiv: Die Annahme einer konstruierten Wirklichkeit sei nicht ohne die Annahme einer »rohen« Tatsache möglich.

Searle bezeichnet es als »(externen) Realismus«, die Annahme zu vertreten, dass es eine Wirklichkeit unabhängig von unseren Repräsentationen gibt: »Realismus ist die Ansicht, dass es eine Seinsweise der Dinge gibt, die von allen menschlichen Repräsentationen logisch unabhängig ist.« (Searle (1997: 165) Diese Behauptung stehe nicht im Widerspruch zur »Begriffsrelativität«, sondern im Einklang mit ihr, denn der Begriffsrelativismus setze Realismus voraus, »weil eine sprachunabhängige Wirklichkeit vorausgesetzt werden muss, die durch verschiedene Vokabularien auf verschiedene Weisen auf- und eingeteilt werden kann« (vgl. ebd. 175). Die Annahme der Begriffsrelativität mache im Grunde nur Sinn aufgrund der Annahme einer Seinsweise der Dinge außerhalb der menschlichen Repräsentationen, es sei notwendig und sinnvoll anzunehmen, dass den »rohen Tatsachen« auf unterschiedliche Weise, in verschiedenen Sprachen und Kulturen Rechnung getragen werde.

Lässt sich Searles Argument der »Begriffsrelativität« nicht auch auf Foucaults Beispiel der Tier-Taxinomien übertragen?<sup>5</sup> Man könnte doch mit Searle behaupten, dass auch Foucault Tiere voraussetzt, und zwar in dem Sinne, dass es »da draußen« Tiere »gibt«, die auf die eine oder andere Weise klassifiziert werden können. Dann müsste auch Butler noch irgendwie »da draußen« Objekte, z.B. den Körper, voraussetzen. Aber dies lehnt sie offensichtlich ab. Dann lässt sich fragen, ob an Foucaults Ansatz weniger die Annahme, dass es »da draußen« Tiere gibt, sondern eher die, dass es verschiedene Klassifikationssysteme, Ordnungen der Dinge gibt, wichtig ist. Und vielleicht lässt sich dann folgern, dass Butler, auch wenn sie jeglichen Essentialismus ablehnt, sich eigentlich weniger für die Frage, ob es einen Körper vor oder außerhalb des Diskurses gibt, interessiert, sondern eher für die Frage, welche Körper durch den Bezeichnungsakt produziert werden. Eine ihrer Aussagen im »Streit um Differenz« legt diese Vermutung nahe. Sie führt die Kritik der »essentialistischen« Fraktion an: »So geht das ewige Lied der Anti-Postmoderne um: Wenn alles Diskurs ist, haben dann auch die Körper keine Realität?« (SD 51) Auf diese Kritik antwortet sie, indem sie die Alternative zwischen Voraussetzen oder Verneinen (einer »rohen Tatsache«) ablehnt:

»Die Konzepte der Materie und des Körpers dekonstruieren heißt nicht, sie zu verneinen oder abzulehnen. An dieser Stelle ist es natürlich notwendig, ganz

---

5 Auf die Begriffsrelativität gehe ich ein, weil Searles Behauptung sich mit meiner Ausgangsannahme deckt: Irgendwie existieren »rohe Körper«. Es gibt jedoch verschiedene Vokabularien, Sprachen, und in diesen werden sie verschieden »auf- und eingeteilt«, sodass es verschiedene »Trennungslinien« gibt.



deutlich darauf hinzuweisen, dass die Optionen der Theorie nicht dadurch erschöpft sind, dass man die Materialität entweder *voraussetzt* oder *verneint*. Meine Absicht ist es gerade, keins von beiden zu tun.« (Ebd. 52)

Wie sehen dann die anderen »Optionen der Theorie« aus? Heißt das nicht auch, dass es außer »Realisten« und »Konstruktivisten« noch eine andere »Partei« geben muss? Bedeutet dies nicht, dass ihr Ansatz (bzw. der Foucaults) weder der »realistischen« noch der »konstruktivistischen« Seite zuzurechnen ist? Vielleicht lässt sich ihr Anliegen (und das von Foucault) gerade in der Weise formulieren, dass das Problem der Materialität wie der Realität umgangen bzw. auf eine ganz neue Weise behandelt werden soll? Dies müsste sich durch eine Betrachtung des Wirklichkeitsbegriffs bei Butler klären lassen.

Ähnlich wie Foucault im Vorwort zu *Ordnung der Dinge* die bizarre chinesische Tiertaxonomie anführt, um auf die Grenzen unseres Denkens hinzuweisen, geht Butler kurz vor dem letzten Kapitel von *Gender Trouble* auf »Fremdartiges«, Bizarres ein. In dieser Überleitung geht es um »Grenzfälle« der Geschlechtsbestimmungen und die Zuschreibungen »männlich« und »weiblich« in der Biologie, durch die eindeutige Geschlechtszugehörigkeiten erzeugt würden, obwohl es Mehrdeutigkeiten gebe. Der Rückgriff auf »das Bizarre« könne helfen, eine neue Perspektive zu eröffnen:

»Wie Freud [...] darlegte, liefert uns vielmehr die Ausnahme, das Fremdartige den Schlüssel dazu, wie die mundane und als selbstverständlich hingenommene Welt der sexuellen Bedeutungen konstituiert ist. Nur von einer ihrer selbst bewussten, entnaturalisierten Position aus können wir erkennen, wie sich der Anschein der Natürlichkeit konstituiert. [...] Daher eröffnet das Fremde, Inkohärente, das, was ›herausfällt‹, für uns einen Weg, die als selbstverständlich hingenommene Welt der sexuellen Kategorisierung als eine Konstruktion, die im Grunde auch anders konstruiert sein könnte, zu verstehen.« (GT 164)

Statt auf Freud hätte sie auch auf Alfred Schütz hinweisen können, denn auch er erklärt, dass durch das Problematische das »Fraglos-Gegebene« sozusagen von den Rändern her erschlossen werden kann (vgl. Schütz/Luckmann 1979: 30ff.). Butler spricht hier von der »als selbstverständlich hingenommenen Welt«, also von der gesellschaftlich konstruierten Wirklichkeit, deren Selbstverständlichkeit durch »Fremdartiges« infrage gestellt werde. Es scheint also, dass auch sie hier (wie Berger/Luckmann und Searle) von zwei Wirklichkeitsebenen ausgeht. Doch im Folgenden kritisiert sie an Monique Wittig die Annahme zweier Realitätsebenen: Sie zeigt zunächst auf, dass für Wittig die Kategorie des Geschlechts in

»ein System der Zwangsheterosexualität, das eindeutig über ein System der sexuellen Zwangsreproduktion« funktioniere, gehöre (vgl. GT 165). Zwar sei davon auszugehen, dass das System der Zweigeschlechtlichkeit aufs engste verknüpft sei mit der heterosexuellen Matrix; indem sie diese aber als »Zwangsheterosexualität« bezeichne, scheine der Gedanke der Deformation auf. Wittig nehme nicht nur an, dass das System Zwangscharakter habe, sie gehe auch davon aus, dass das System dem Subjekt Zwang antue. Dabei werde das Subjekt als mehr oder weniger natürliches Wesen vorausgesetzt. Eine »Natur« des Subjekts sei aber nicht vorauszusetzen. Allgemeiner kritisiert sie dann, Wittigs Theorie enthalte »zwei Ebenen der Realität, zwei Ordnungen der Ontologie«:

»Die gesellschaftlich konstituierte Ontologie geht aus einer grundlegenden Seinsverfassung hervor, die als vorgesellschaftlich und vordiskursiv erscheint. Während das ›Geschlecht‹ zu einer diskursiv konstituierten Realität (zweiter Ordnung) gehört, existiert noch eine vorgesellschaftliche Ontologie, die die Konstitution des Diskurses selbst erklärt.« (Ebd. 171)

Die Annahme einer »wahrhafteren« Realität, eines »ontologisches Feldes der Einheit« sei problematisch, denn damit würden die Konstruktionen als Verzerrungen und Verdinglichungen konzipiert. Dies sei irreführend, denn sie könnten nicht am Maßstab eines vorgängigen ontologischen Feldes radikaler Einheit und Fülle gemessen und beurteilt werden (vgl. ebd. 177). Jeder Rekurs auf eine wahrhaftere Realität sei eine irreführende Strategie, die schon deshalb politisch problematisch sei, weil sie verspreche, von einem universalen, absoluten Standpunkt aus einen neuen Humanismus zu schaffen. Wittigs Materialismus sei im Grund »klassischer Idealismus« (ebd. 185), weil sie »Natur« als mentale Vorstellung begreife. »Ihrer Ansicht nach wird die Vorstellung von der Natur durch eine Sprache von Zwangsbedeutungen produziert, um die politische Strategie sexueller Herrschaft zu fördern und die Institution der Zwangsheterosexualität rational zu begründen.« (Ebd. 185) Ihr Konzept enthalte eine Hoffnung auf Befreiung von Herrschaft, die sich als Illusion erweise. Hier wird deutlich, dass Butler sich an dem Punkt von Wittig distanziert, wo es um eine »Befreiungssattitüde« geht.

»Lehnt man das liberale und existentialistische Freiheitsmodell ab, können – und müssen, meiner Meinung nach – die Machtbeziehungen so verstanden werden, dass sie gerade die Möglichkeiten der Willensentscheidungen einschränken und konstituieren. Demnach kann die Macht weder widerrufen noch abgelehnt, sondern lediglich wieder-eingesetzt werden.« (Ebd.)

Die »Überschreitung der Macht« sei eine »unmögliche Phantasie« (vgl. ebd. 184). An anderer Stelle sagt sie:

»In die repetitiven Praktiken dieses Bezeichnungsfeldes einzutreten, ist keine Wahl, weil das »ich«, das hier angeblich eintritt, immer schon drinnen ist: Es gibt keine mögliche Tätigkeit oder Realität außerhalb der diskursiven Verfahren, die diesen Termini ihre Intelligibilität verleiht. Die Frage ist nicht: ob, sondern wie wiederholen. Die Ontologie ist demnach keine Grundlage, sondern eine normative Anweisung, die verstohlen wirksam ist, indem sie sich als notwendiger Grund in den politischen Diskurs einschreibt.« (Ebd. 217)

Halten wir also fest: Wenn es nach Butler keine Realität außerhalb der diskursiven Verfahren gibt, ergibt sich daraus die logische Konsequenz der Annahme *einer* Realität innerhalb der diskursiven Verfahren. An dieser Stelle ist zu fragen: Ist es vielleicht ein Merkmal aller »konstruktivistischen« Ansätze, dass sie nur von einer – konstruierten – Realität ausgehen? Wenn dies zutrifft, ist es hilfreich, von einer »zweiten linguistischen Wende« zu sprechen.

Vor der ersten »linguistischen Wende« wurden zwar auch schon zwei Realitätsebenen vorausgesetzt – es wurde z.B. vorausgesetzt, dass Gold zum einen ein Edelmetall ist, zum anderen aber in der sozialen Welt eine Bedeutung hat, die von dieser Eigenschaft völlig unabhängig ist, oder dass Menschen eine »Natur« haben, diese aber durch »Kultur« auf unterschiedliche Weisen überformt wird – aber seit der linguistischen Wende wurde der konstruktive Charakter der gesellschaftlichen Wirklichkeit betont. Nun wurden die Struktur der Wirklichkeit und die Herstellungsprozesse in den Mittelpunkt gerückt. Seither wird vor allem versucht zu erklären, wie es dazu kommt, dass Menschen im Alltag so sicher sind, dass die Welt so ist, wie sie sie als selbstverständlich wahrnehmen. Und seither ist allerorts von Konstruktionen die Rede.

Wenn aber, wie aufgezeigt, inzwischen von einigen Vertretern die Existenz einer Realität außerhalb der Konstruktionen geleugnet wird bzw. vorsichtiger formuliert: die Annahme einer objektiven Realität als eine die Analyse eher behindernde abgelehnt wird, haben diese sozusagen die linguistische Wende radikalisiert, denn sie gehen von *einer* Realität aus, und dies impliziert, dass sie *alles* als Konstruktion betrachten. Deshalb ist für diese Ansätze der Name »Konstruktivismus« sinnvoll. Dann lässt sich formulieren: Mit der ersten »linguistischen Wende« tauchte der Begriff »Konstruktion« auf, mit der zweiten tauchte der »Konstruktivismus« auf. Dann ist dieser Begriff auf alle Ansätze, die die Annahme »roher Tatsachen« ablehnen, zu beziehen. Die zweite linguistische Wende ist also sozusagen eine Wende zum Konstruktivismus.

Da diese aber nicht von allen vollzogen wurde, gibt es seither einen Streit zwischen »Realisten« und »Konstruktivisten«, denn erstere halten daran fest, dass es zwei Wirklichkeitsebenen gibt.

Damit habe ich den Begriff »Konstruktivismus« eingegrenzt. Dies halte ich für notwendig, denn wie ich oben bereits anhand von Bourdieu aufgezeigt habe, sind manche Ansätze, auch wenn sie sich des »konstruktivistischen« Vokabulars bedienen, »essentialistisch« und folglich nicht dem »Konstruktivismus« zuzurechnen. Jedenfalls ist von der Verwendung des Konstruktionsbegriffs noch nicht auf einen konstruktivistischen Ansatz zu schließen ist. Auch für »Realisten« ist der Begriff der Konstruktion wichtig, denn auch Searle z.B. interessiert sich nicht nur für die »rohen«, sondern auch für die »konstruierten« Tatsachen. Doch anders als Konstruktivisten verwendet er diesen Begriff nur zur Beschreibung von Phänomenen auf der Ebene der gesellschaftlich konstruierten Wirklichkeit, denn für ihn ist nicht alles konstruiert.

Aber gibt es wirklich nur einen Streit zwischen Realisten und Konstruktivisten? Gibt es nur realistische und konstruktivistische Ansätze? Sind alle Ansätze, die nur von einer Realitätsebene ausgehen, konstruktivistisch? Offensichtlich sind weitere Unterscheidungen notwendig, wie sich an Butlers Position zeigt: Einerseits kritisiert sie jede Art von »Essentialismus«, sie scheint also eine konstruktivistische Position zu vertreten, andererseits hält sie den Gegensatz zwischen Voraussetzen und Verneinen (»roher Tatsachen«) für fehl konstruiert. Insofern erscheint es fraglich, dass sie einen radikalen konstruktivistischen Ansatz vertritt.

## **Radikaler Konstruktivismus vs. Poststrukturalismus**

Siegfried Schmidt zeigt in der Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Sammelband *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus* (1996 [1987]) die kybernetischen Wurzeln des Radikalen Konstruktivismus auf. Dabei weist er auch darauf hin, dass diese Theorieströmung nicht verwechselt werden dürfe »mit den seit der Mitte der 70er Jahre modischen Trends irrationalistischer Wissenschaftskritik, Neo-Mythologie, Poststrukturalismus oder Postmodernismus, die in einer Art geistiger Wendehypnose das Ruder einfach herumzuwerfen versuchen, vom Kopf auf den Bauch umschalten, von Geschichte zum Mythos zurückwölken.« (1996:74) Wenn er »Poststrukturalismus« in einem Atemzug mit »New Age« nennt (im folgenden Satz wird deutlich, dass »Neo-Mythologie« hier anstelle von »New Age« steht) und den »modischen Trends« zuordnet, dann ist nicht zu übersehen, dass er diese Theorieströmung wenig

schätzt. Während Searle zwar auch Poststrukturalisten, aber im Grunde alle »Antirealisten« bzw. »Konstruktivisten« abwertend beschreibt, bringt hier ein »(Radikaler) Konstruktivist« seine Geringschätzung gegenüber »Poststrukturalisten« zum Ausdruck. Worin besteht der grundlegende Unterschied zwischen beiden bzw. wodurch lässt sich diese wechselseitige Geringschätzung erklären?

Es könnte mit der Bedeutung des Begriffs »Wirklichkeit« zusammenhängen, denn dieser taucht sowohl in konstruktivistischen als auch in realistischen Ansätzen immer wieder auf, bei Butler und Foucault ist er aber kaum zu finden. Welchen Stellenwert hat er im Radikalen Konstruktivismus? Um dies zu klären, sind die Arbeiten von Paul Watzlawick zu betrachten, denn dieser hat, nachdem er zunächst (1976) eine Arbeit mit dem Titel *Wie wirklich ist die Wirklichkeit?* (1987 [1976]) verfasst – und darin ähnlich wie Berger/Luckmann zwischen zwei Wirklichkeitsebenen unterschieden – hatte (vgl. 1987: 143), zehn Jahre später den Sammelband *Die erfundene Wirklichkeit* mit dem Untertitel »Beiträge zum Konstruktivismus« (1986), herausgegeben. An letzterem ist zu erkennen, dass er die Unterscheidung zwischen zwei Wirklichkeitsebenen später aufgegeben hat und nun von *einer* Wirklichkeitsebene ausgeht:

»Wissenschaftliche, gesellschaftliche und individuelle Wirklichkeiten werden dadurch erfunden (konstruiert), dass wir an die vermeintlich ›da draußen‹ objektiv bestehende Wirklichkeit immer mit gewissen Grundannahmen herangehen, die wir für bereits feststehende, ›objektive‹ Aspekte der Wirklichkeit halten, während sie nur die Folgen der Art und Weise sind, in der wir nach der Wirklichkeit *suchen*.« (1986: 10)

Hier fällt auf, dass er »konstruieren« durch »erfinden« ersetzen will und die »Wirklichkeit erster Ordnung« nun als »vermeintlich da draußen objektiv bestehende Wirklichkeit« bezeichnet. Kurz darauf bedauert er die Popularität und Verbreitung des Begriffs »Konstruktivismus« und schlägt stattdessen den Begriff »Wirklichkeitsforschung« vor: »Wenn das Kind nicht schon diesen Namen hätte, wäre die Bezeichnung *Wirklichkeitsforschung* vielleicht vorzuziehen.« (Ebd. 10) Den in diesem Band versammelten »Beiträgen zum Konstruktivismus« liegt nicht nur die gemeinsame Annahme zugrunde, dass es »da draußen« keine vom Subjekt unabhängige Wirklichkeit gibt, sondern auch die, dass die Wirklichkeit vom Subjekt »konstruiert« bzw. »erfunden« wird. Dies gilt es zu betonen: Sie haben das individuelle Subjekt als gemeinsamen Ausgangspunkt. So schreibt Ernst von Glasersfeld z.B. in seiner Einführung in den Radikalen Konstruktivismus, diese Theorieströmung betrachte die

Welt vor allem als »gemacht« (»Verum ipsum factum – Das Wahre ist dasselbe wie das Gemachte«, 1986: 26) und biete »ein mögliches Modell der Erkenntnis in kognitiven Lebewesen, die imstande sind, sich auf Grund ihres eigenen Erlebens eine mehr oder weniger verlässliche Welt zu bauen.« (Ebd. 37) Außerdem schreibt er: »Für Konstruktivisten ist alle Verständigung, alles Lernen und Verstehen stets Bau und Interpretation des erlebenden Subjekts.« (Ebd. 17) Wie sehr das einzelne »erlebende Subjekt« im Mittelpunkt steht, lässt sich außerdem durch ein anschauliches Beispiel belegen. In einem Interview wird Ernst von Glasersfeld gefragt: »Mich interessiert noch einmal die Rolle des Anderen für das Erkennen. Also A und B interagieren miteinander, und das funktioniert und macht für A Sinn.« (1996: 411) Darauf antwortet Glasersfeld prompt: »Verzeihen Sie! Wenn Sie anfangen mit A und B, dann haben Sie schon zwei separate Individuen.« (Der Interviewer: »Ja, davon gehe ich aus.«) Glasersfeld: »Das darf man aber nicht als Konstruktivist.« (Ebd.)<sup>6</sup>

Hier ist auf ein zentrales Problem dieses Ansatzes hinzuweisen: Der Übergang von einem System zum anderen oder das Zusammenspiel von mehreren Systemen ist nicht so einfach zu erklären. Dies wird als »Solipsismus-Problem« bezeichnet. Hier gibt es Erklärungen, die aus soziologischer Perspektive kaum überzeugen. Schmidt z.B. beruft sich zwar auf Luhmann, aber er vereinfacht den Einschließungsgedanken, indem er einfach auf das »Sozialsein« des Menschen, also auf seine Mitgliedschaft in einer Gemeinschaft verweist:

»Und dabei muss dann ernsthaft berücksichtigt werden, dass jeder Mensch als erfahrendes System in jedem Augenblick Resultat einer phylogenetischen wie ontogenetischen Entwicklung sowie Mitglied einer soziokulturellen Gemeinschaft ist.« (1994: 71)

Die Konstruktion sinnhafter Erlebniswirklichkeiten finde zwar notwendigerweise in Individuen als operativ geschlossenen Systemen statt, aber nicht etwa als subjektive oder gar willkürliche Konstruktion, sondern »in Form einer gesellschaftlichen Konstruktion von Erlebniswirklich-

---

6 Hier ist auch zu erkennen, dass »Radikale Konstruktivisten« sich selbst häufig als »Konstruktivisten« bezeichnen. Es sei auch darauf hingewiesen, dass im Radikalen Konstruktivismus deutlicher als in anderen Ansätzen die Theorie als Modell der Erkenntnis bezeichnet wird. Hier zeigt sich vielleicht die naturwissenschaftliche Provenienz dieser Strömung, denn naturwissenschaftliche Forscher sind häufiger als sozialwissenschaftliche gezwungen, Modelle zu entwerfen, und gehen dadurch offener und kritischer mit ihnen um, während sozialwissenschaftliche Forscher allzu leicht den in ihren Theorien enthaltenen Modellcharakter ignorieren.

keiten in den Individuen als empirischen Orten dieser Konstruktion« (ebd. 72). Er setzt also das System (den Menschen, das Individuum) als »Mitglied« einer soziokulturellen Gemeinschaft voraus. Logisch ist dann die Gemeinschaft vor dem Individuum da. In den Individuen findet sich dann das wieder, was in der Gemeinschaft schon da ist. Aber warum wird dann vom Individuum und nicht von der Gesellschaft ausgegangen?

Für Maturana, einem der wichtigsten Vertreter des Radikalen Konstruktivismus, ist ähnlich wie für Luhmann die Kommunikation wichtig. Doch während Luhmann vom Dissens ausgeht, geht er vom Konsens aus. Die Abstimmung oder Synchronisation zwischen den Systemen verlaufe über die Sprache. Sie habe eine »Orientierungsorientierungsfunktion«. Wie groß aber die Distanz zu Poststrukturalisten ist, mag exemplarisch an folgender Aussage deutlich werden. Maturana schreibt:

»Jeder Mensch steht als autopoietisches System allein auf der Welt. Wir wollen jedoch nicht beklagen, dass wir in einer subjektabhängigen Realität existieren müssen. Auf diese Weise ist das Leben interessanter, denn die einzige Transzendenz unserer individuellen Einsamkeit, die wir erfahren können, entsteht durch die konsensuelle Realität, die wir mit anderen schaffen, d.h. durch die Liebe zueinander.« (1994: 171)

Zynisch formuliert: Bisweilen hat man den Eindruck, dass die kybernetische kühle Art des Denkens im Radikalen Konstruktivismus kompensiert wird durch eine besondere Wertschätzung der Liebe. Dem einzelnen System werden die anderen Systeme aus »phylogenetischen oder ontogenetischen« (Schmidt) oder aus Gründen der Liebe zugeordnet. Dies ist in der Lösung des Solipsismus-Problems, die von Foerster vorschlägt, zwar nicht der Fall, dennoch fällt auf, dass auch in seinem Vorschlag ein für eine soziologische Analyse wichtiger Aspekt fehlt.<sup>7</sup> Er macht den Vorschlag, »Wirklichkeit = Gemeinschaft« zu definieren.

7 Sein Aufsatz *Das Konstruieren einer Wirklichkeit* (1994 [1973]) gehört zu den klassischen Aufsätzen, die in den Neurowissenschaften bis heute Wirkung haben, insbesondere wegen seiner Darstellung des »blinden Flecks«, auf den im übrigen auch Luhmann hinweist: »Erkenntnis ist das Realisieren kombinatorischer Gewinne auf der Basis der Ausdifferenzierung eines gegen seine Umwelt geschlossenen (aber eben: in ihr »eingeschlossenen«) Systems. Wenn ein System gezwungen ist, mit Hilfe des Gebrauchs von Unterscheidungen zu erkennen und nichts anderes erkennen kann als so, dann heißt das auch, dass alles, was für das System Welt ist und damit Realität hat, über Unterscheidungen konstituiert werden muss. Der »blinde Fleck« der jeweiligen Beobachtung, ihre im Moment benutzte Unterscheidung, ist zugleich ihre Weltgarantie.« (Luhmann 1990: 41)

Wie alle Radikalen Konstruktivisten behauptet er zunächst, dass die Welt lediglich in meiner Vorstellung existiere. Dann aber argumentiert er, dass die Welt, selbst wenn sie nur in meiner Vorstellung existiere, eine Vorstellung von oder über andere Personen enthalten und ich daher den anderen Personen eben eine solche Vorstellungswelt zubilligen müsse. Um diesen Gedanken zu veranschaulichen, wählt er das Beispiel des »Herrn mit der Melone«:

»Er behauptet, die einzige Realität zu verkörpern, und alles Übrige existiere nur in seiner Vorstellung. Er kann indessen nicht leugnen, dass seine Vorstellungswelt von Geistergestalten bewohnt ist, die ihm nicht unähnlich sind. Folglich muss er einräumen, dass diese Wesen ihrerseits darauf bestehen können, sich als die einzige Realität, alles sonst aber als Produkt ihrer Einbildung zu betrachten. Auch ihre Vorstellungswelt wäre dann von Geistergestalten bevölkert, darunter von ihm, dem Herrn mit der Melone.« (1986: 58)

Diese Zubilligung nennt er »Relativitätsprinzip«:

»Gemäß dem Relativitätsprinzip ist eine Hypothese zurückzuweisen, sofern sie auf zwei Fälle nur jeweils gesondert, nicht aber gleichzeitig zutrifft (Erd- und Venusbewohner mögen übereinstimmend behaupten, im Mittelpunkt des Universums zu leben, doch würden ihre Ansprüche unhaltbar, sobald sie sich je begegneten); so wird mein solipsistischer Standpunkt unhaltbar, sobald ich ein weiteres autonomes Lebewesen neben mir finde.« (Ebd.)

Für von Foerster ist also die Relativierung des eigenen Standpunkts eine logische Folgerung daraus, dass es in der Vorstellungswelt des Herrn mit der Melone auch andere gibt. So einleuchtend sein Argument auf den ersten Blick ist, so wenig überzeugend ist es für eine soziologische Fragestellung, denn aus dem Vorkommen von Anderen in meiner Vorstellungswelt lässt sich noch nicht auf die Dezentrierung des egozentrischen Standpunkts (Piaget), erst recht nicht auf die Anerkennung des Anderen schließen. Von Foerster verliert kein Wort darüber, dass die Anerkennung des Anderen als ein »autonomes Lebewesen« sich leider nicht von selbst versteht, dass die Ablehnung oder gar Missachtung des Anderen ebenso möglich ist, ja, dass, wenn Wissenschaft stets darum bemüht ist, eine bessere Welt zu schaffen, es gerade ihr zentrales Anliegen sein sollte, die Anerkennung des Anderen zu sichern, und das heißt auch: Erklärungen dafür zu finden, wie Ausgrenzungs- und Ausschließungsprozesse funktionieren, um sie vermeiden zu können! Neutraler formuliert lautet die Kritik, dass im Radikalen Konstruktivismus die Beziehungen zwischen den individuellen Subjekten bzw. Systemen,



insbesondere Herrschafts- und Machtverhältnisse nicht thematisiert werden können.<sup>8</sup>

Damit lässt sich folgern, dass dem Radikalen Konstruktivismus genau das fehlt, was Foucault ins Zentrum rückt: die Analyse der »Ausschlussmaschinerie«. Daher lässt sich resümieren: Der Radikale Konstruktivismus kann die Schwierigkeiten des Zusammenlebens nicht in den Blick nehmen. Er interessiert sich nicht für Herrschafts- und Machtfragen. Zwar ist er keineswegs »gesellschaftsblind« (Schmidt 1996: 53), aber er bleibt ganz und gar in der Positivität, im Grunde ist es »ein Funktionalismus« (vgl. Glasersfeld 1996: 409).

Wenn ich diese beiden Ansätze auf diese Weise skizziere, zeigt sich folgende Differenz: Ich habe oben aufgezeigt, dass Foucault das »Denken in Totalitäten« ablehnt. Hier zeigt sich, dass das Denken in geschlossenen Systemen für den Radikalen Konstruktivismus zentral ist. Dann lässt sich formulieren: So funktionalistisch (und positivistisch) der Radikale Konstruktivismus das Funktionieren des Systems oder der Systeme (nämlich Gesellschaft) erklärt, so radikal kritisch erklärt es der Poststrukturalismus. Die diametral entgegen gesetzte Perspektive zeigt sich vor allem in der Konstitution des Subjekts: Während das Subjekt im Radikalen Konstruktivismus als Grundkategorie (als System) vorausgesetzt wird, wird es im Poststrukturalismus als »Effekt« betrachtet, wobei die Formierung dieses Subjekts durch Ausschlussprozeduren erklärt wird. Die Erkenntnisschritte laufen sozusagen in entgegengesetzte Richtungen. Dies mag die wechselseitige Geringschätzung erklären.

Die Unterschiede zwischen beiden Theoriesträngen sind so grundlegend, dass die Subsumtion beider unter das Etikett »Konstruktivismus« nur zu Missverständnissen führt – und offensichtlich bereits geführt hat. Ich halte es für notwendig, poststrukturalistische Ansätze nicht dem »Konstruktivismus« zuzurechnen. Wie lassen sie sich dann bezeichnen? Um auf den Gegensatz zum Radikalen Konstruktivismus hinzuweisen, ist es möglicherweise sinnvoll, sie als »Dekonstruktivismus« zu bezeichnen. Dadurch lässt sich die im Vergleich zum Konstruktivismus gegenläufige Perspektive andeuten. Außerdem wird in diesen Ansätzen eine »Dekonstruktion« vorgeschlagen. Zwar wird sich später zeigen, dass auch dieser Begriff nicht hilfreich ist, doch zunächst ist er als ein in Anführungszeichen gesetzter Begriff weiter zu verwenden. Durch diese

---

8 Dieser Punkt ist mir wichtig, weil derzeit über die Hirn- und Bewusstseinsforschung der Radikale Konstruktivismus immer mehr an Bedeutung gewinnt. Es ist nicht nur das Problem, dass die Pluralität von kulturellen Wirklichkeiten kaum berücksichtigt wird (vgl. Schmidt 1994: 75ff.), es ist vor allem zu kritisieren, dass soziale Konflikte, Ungerechtigkeiten, Stigmatisierungen etc. systematisch ausgeblendet werden.

Unterscheidung erklärt sich nämlich, welche andere »Option der Theorie« Butler im Auge hat, wenn sie die Alternative zwischen Voraussetzungen oder Verneinen der »rohen Tatsachen« als unzureichend bezeichnet. Ihr Ansatz ist weder »realistisch« noch »konstruktivistisch«, sondern »dekonstruktivistisch«.

### **Exkurs: Poststrukturalismus als »Dekonstruktivismus«?**

An dieser Stelle ist anmerken, dass der Begriff »Dekonstruktion« von Derrida in die Diskussion eingeführt wurde. Auch wenn ich im Rahmen dieser Arbeit nicht weiter auf seinen Ansatz eingehe, möchte ich zumindest darauf hinweisen, dass auch er – wie Butler – nichts Außerdiskursives gelten lassen will (*Il n'y a pas hors de texte!*). Außerdem trifft für ihn – eher als für Foucault und Butler – die Bezeichnung »Poststrukturalist« zu, denn sein Ansatz lässt sich als Fortführung des strukturalistischen Projekts betrachten. Er nimmt die für den Strukturalismus so wichtige Unterscheidung zwischen *signifiant* und *signifié*, zwischen Bezeichnetem und Bezeichnendem – also zwischen der Welt der »rohen Tatsachen« und der Welt der Zeichen – wieder auf und rückt das »Spiel« der Signifikanten in den Mittelpunkt der Analyse. Programmatisch formuliert er:

»Es gibt kein Signifikat, das dem Spiel aufeinander verweisender Signifikanten entkäme, welches die Sprache konstituiert, und sei es nur, um ihm letzten Endes wieder anheimzufallen. Die Heraufkunft der Schrift ist die Heraufkunft des Spiels; heute kommt das Spiel zu sich selbst, indem es die Grenze auslöscht, von der aus man die Zirkulation der Zeichen meinte regeln zu können, indem es alle noch Sicherheit gewährenden Signifikate mit sich reißt, alle vom Spiel noch nicht erfassten Schlupfwinkel aufstößt und alle Festen schleift, die bis dahin den Bereich der Sprache kontrolliert hatten. Streng genommen läuft dies auf die Destruktion des Begriffs ›Zeichen‹ und seiner ganzen Logik hinaus.« (1994: 18)

Indirekt wird hier deutlich, dass es auch ihm nicht um die Signifikate, d.h. die Dinge »da draußen« geht. Er interessiert sich kaum für die Frage, ob es irgendetwas außerhalb der Sprache Liegendes »gibt«. (Und dies erklärt vielleicht, warum Searle schreibt, er habe ausweichend geantwortet). Vielmehr steht für ihn die Absage der Hoffnung, etwas über die Signifikate in Erfahrung zu bringen – zur Wahrheit zu gelangen – im Vordergrund der Überlegungen. Und deshalb fordert er dazu auf, »die Einschreibungen in diesen Signifikanten zu analysieren, eine Desedimentierung oder Dekonstruktion aller Bedeutungen« (ebd. 23) vorzunehmen. In diesem Sinne ist auch seine Aufforderung zur »Destruk-

tion des Begriffs ›Zeichen‹ zu verstehen. Das Zeichen stehe nicht für eine »rohe Tatsache«, einen Gegenstand, ein Objekt – er betrachtet es also nicht als ein Hilfsmittel, um etwas über einen Gegenstand auszusa-gen – vielmehr wird es als Analysegegenstand aus eigenem Recht be-trachtet. Das Zeichen oder genauer noch: das Spiel der Zeichen sei das alleinige Gebiet der Analyse. Das heißt, Derrida entwickelt ein Konzept von Sprache, das die Beweglichkeit und Unabschließbarkeit ins Zentrum rückt. Bedeutung ist für ihn von der Position und der Beziehung des Si-gnifikanten zu anderen Signifikanten her zu analysieren, nicht vom Be-deuteten, vom Signifikat, vom Objekt, Gegenstand her. Dazu führt er die Unterscheidung zwischen *différence* und *différance* ein, wobei der zwei-te Differenzbegriff (*différance*) sich auf die Nachordnung, die Zeit-schiene, bezieht. Im Spiel der Signifikanten verändern sich die Bedeu-tungen. Da diese ohnehin nicht ein für allemal feststellbar sind, sind sie nur in der ständigen Veränderung, Verschiebung zu beobachten.

Derridas Analyse der »Einschreibungen in den Signifikanten« unter-scheidet sich insofern von der Diskursanalyse Foucaults, als er nicht den Diskurs in seiner Gesamtheit, sondern die (einzelnen) Signifikanten in Hinblick auf die in ihnen abgelagerte Geschichte analysiert. Gleichwohl weisen ihre Ansätze eine Affinität insofern auf, als beide sich für die Sprache bzw. den Text, den Diskurs interessieren. Während Foucault die »Ordnung des Diskurses« in den Mittelpunkt rückt, will Derrida vor allem die Zirkulation der Zeichen analysieren. Und wenn er die Dekon-struktion des Begriffs des Zeichens und seiner ganzen Logik erreichen will, so ist der Begriff »Dekonstruktivismus« für seinen Ansatz ange-messen. Da aber bei Foucault nicht das Zeichen im Mittelpunkt steht, ist es fraglich, ob dieser Begriff auch auf seinen Ansatz bezogen werden sollte. Diese Frage wird noch deutlicher, wenn ich weiter unten auf But-lers Konstruktivismus-Kritik eingehe.

Hier ist noch aufzuzeigen, dass meine Unterscheidung zwischen Re-alismus, Radikalem Konstruktivismus und »Dekonstruktivismus« zwar hilfreich ist, um die Merkmale der »konstruktivistischen« Ansätze ge-nauer zu bestimmen, dass sie aber insofern nicht hinreichend ist, als in dieser ein sozialer Konstruktivismus, der für die feministische Diskus-sion so wichtig ist, nicht vorkommt. Wie oben aufgezeigt, wird Ge-schlecht zurzeit als »soziale Konstruktion« und werden Geschlechterdif-ferenzen »im Modus sozio-kultureller Konstruktionen« (Pasero 1995: 51) beschrieben. Hier werden also sozialkonstruktivistische Ansätze fa-vorisiert. Insofern gilt es nun genauer zu bestimmen, wie sich der So-zialkonstruktivismus einerseits zum Radikalen Konstruktivismus, ande-rerseits zum »Dekonstruktivismus« verhält. Dabei ist auch der Unter-schied zwischen Butlers und Haraways Ansatz herauszuarbeiten.

## **Sozialer Konstruktivismus als »Wirkungsforschung«**

In *Was ist »soziale Konstruktion«?* (1999) setzt Hacking sich mit den verschiedenen Arten, in denen die »Kampfvokabel Konstruktion« verwendet wird, auseinander, um Klarheit in den oft voreiligen Gebrauch dieses Etiketts zu bringen. (Der Untertitel lautet »Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften«.) Im ersten Teil seines Buches erläutert er seine These, »etwas könne sowohl wirklich als auch eine soziale Konstruktion sein«, im zweiten Teil zeigt er auf, dass es »nicht zu behebende Unterschiede zwischen Realisten und Konstruktionisten« gebe (vgl. ebd. 108). Während er die Kontroverse zwischen Realisten und Konstruktivisten für wichtig hält – es gebe »philosophische Schranken, wirkliche Fragen, über die sich klardenkende und ehrenwerte Theoretiker bis in alle Ewigkeit streiten« könnten (vgl. ebd. 109) – ist seiner Auffassung nach die Unterscheidung zwischen »wirklich« und »sozial konstruiert« wenig sinnvoll. Dies ist auf den ersten Blick irritierend. Zwar ist, wenn die Wirklichkeit als sozial konstruiert aufgefasst wird, leicht zu erklären, dass »wirklich« gleichbedeutend sein kann mit »sozial konstruiert«, dann ist aber nicht einzusehen, warum er die Hälfte seines Buches darauf verwendet zu erklären, dass es keinen Gegensatz zwischen »wirklich« und »sozial konstruiert« gibt. Bei genauerer Betrachtung erklärt sich dies dadurch, dass er die Verwendung des Begriffs »Konstruktion« einschränken und ihren politischen Missbrauch verhindern will. Dies ist auch nach meiner Auffassung ein sinnvolles und notwendiges Anliegen. Betrachten wir also seine Argumentation genauer.

Hacking zeigt wenig Verständnis für all diejenigen, die mit der Behauptung, etwas sei »sozial konstruiert«, »eine bilderstürmerische Infragestellung der übertünchten Realität, also dessen, was die Durchschnittsmenschen für wirklich halten«, anstreben (vgl. ebd. 81), und schreibt polemisch:

»Was für eine Überraschung! Alle Konstrukt-ismen wohnen in der von Platon angebahnten und von Kant endgültig gestalteten Dichotomie zwischen Erscheinung und Wirklichkeit. Obwohl die sozialen Konstruktionisten in der von ihnen als Postmoderne bezeichneten Sonne baden, sind sie im Grunde ganz altmodisch.« (Ebd.)

Der Seitenhieb gegen »soziale Konstruktionisten« ist nicht zu übersehen. Polemisiert er also ähnlich gegen diese wie Searle gegen »Anti-realisten«? Vertritt auch er eher eine »realistische« Position? Während Searle eher naturwissenschaftliche als geisteswissenschaftliche »Anti-

realisten« akzeptiert, zeigt Hacking mehr Sympathien für naturwissenschaftliche als für sozialwissenschaftliche Konstruktivisten, wie an seiner Unterscheidung von »Konstruktivismus«, »Konstrukionalismus« und »Konstruktionismus« zu erkennen ist. Zunächst kritisiert er die häufige Verwendung des Begriffs »Konstruktivismus«. Er behält ihn der Mathematik vor:

»Ohne der Terminologie sonderliches Gewicht beizumessen, halte ich es für tunlich, das Etikett Konstruktivismus der Mathematik vorzubehalten. Das ist das Gebiet, in dem der Ausdruck – jedenfalls in neuerer Zeit – zuerst benutzt wurde, und er bezeichnet eine gedeihende, wenn auch auf eine Minderheit beschränkte Forschungstätigkeit.« (Ebd. 80)

Den Konstruktivismus in der Mathematik verknüpft er mit Brouwer (ebd. 80), dieser habe »einleuchtende Kriterien für den Aufbau eines mathematischen Gegenstandes mit Hilfe von Beweisen« entwickelt (vgl. ebd. 83). Den Namen »Konstrukionalismus« schlägt er für die philosophischen Projekte von Russel, Carnap, Goodman und Quine vor. Ihr Ziel sei es, »aufzuzeigen oder nachzuweisen, wie diverse wichtige Entitäten, Begriffe, Welten oder sonstige Dinge aus anderen Rohstoffen aufgebaut« würden (vgl. ebd. 79). Sie hätten zwar keine historischen oder sozialen Prozesse untersucht, gleichwohl seien sie davon ausgegangen, dass unsere Überzeugungen, unser Glaube an die Existenz der Dinge oder Tatsachen erschüttert werden könne. Als dritte Art nennt er den (sozialen) Konstruktionismus:

»Unter Konstruktionismus (oder sozialem Konstruktionismus, wenn gelegentlich das Soziale betont werden muss) verstehe ich also verschiedene soziologische, historische und philosophische Projekte, bei denen es um die Darstellung oder Analyse von wirklichen, historisch eingebundenen, sozialen Interaktionen oder kausalen Wegen geht, die zur Entstehung oder Durchsetzung einer derzeit gegebenen Entität oder Tatsache geführt haben oder daran beteiligt waren.« (Ebd. 81)

An dieser Definition fällt auf, dass Hacking nicht den Namen eines Begründers oder Vertreters nennt. Außerdem will er das Adjektiv »sozial« nur dann verwenden, wenn »das Soziale« betont werden müsse. Zuvor schon hatte er kritisiert, dass es tautologisch sei zu behaupten, *gender* oder Geld seien sozial konstruiert, denn niemand behauptete, dass Geld eine natürliche Tatsache sei, und: »Sofern Gender per definitionem etwas wesentlich Soziales ist und sofern es überhaupt konstruiert ist, fragt es sich, wie es anders als sozial bedingt sein könnte.« (Ebd. 68) Einerseits ist ihm zuzustimmen, denn wie oben bereits angedeutet, wird beim

Begriff *gender* der Konstruktionsgedanke verdoppelt, sodass das Gekochte als »doppelt gekocht« erscheint. Andererseits hat sich aber gezeigt, dass diese Doppelung hilfreich ist, um aufzuzeigen, dass das Geschlecht nicht in der Natur der Sache liegt und dass es problematisch ist, Geschlecht als an den Körpern abzulesende »Essenz« zu betrachten. Doch Hacking kritisiert den Begriff »Essentialismus«, er sei nicht deskriptiv, sondern polemisch: »Die meisten, die das Wort überhaupt verwenden, gebrauchen es zur üblen Nachrede, um die Gegenseite schlechtzumachen.« (Ebd. 36) Er schlägt stattdessen den Begriff der »Unvermeidlichkeit« vor: Es genüge, den weniger anspruchsvollen »schwammigen« Begriff der Unvermeidlichkeit zu benutzen (ebd.). Dies ist einigermaßen irritierend, denn so wie ich oben den feministischen Essentialismus-Streit beschrieben habe, hängt er mit dem Realismus-Konstruktivismus-Streit zusammen und hat mit »Unvermeidlichkeit« nichts zu tun. Warum insistiert Hacking dann darauf, statt von »Essenz« von »Unvermeidlichkeit« zu sprechen? Wie sich zeigen wird, hängt dies mit seiner (hilfreichen) Definition des Konstruktionsbegriffs zusammen. Doch zunächst sind einige Anmerkungen zu seiner Typologie zu geben.

In seiner Aufteilung der drei Arten des »Konstrukt-ismus« kommt der Begriff des Radikalen Konstruktivismus nicht vor. Wenn dieser aber eine eigene Theorieströmung bildet, weil er radikal vom einzelnen Subjekt ausgeht, ist er kaum dem sozialen Konstruktivismus zuzuordnen, wie Hacking ihn beschreibt. Umgekehrt lässt sich dann folgern, dass das Adjektiv »sozial« notwendig ist, um anzuzeigen, dass es sich nicht um einen radikal konstruktivistischen Ansatz handelt. Es sollte nur dann weggelassen werden, wenn sowohl radikal als auch sozial konstruktivistische Ansätze gemeint sind. »Konstruktivismus« erscheint dann als Oberbegriff für diese beiden Ansätze.

Hacking weist nicht explizit auf den Poststrukturalismus bzw. »De-konstruktivismus« hin. Er zeigt zwar Sympathie für Butlers wie auch für Foucaults Arbeiten, wie ich gleich aufzeigen werde,<sup>9</sup> aber er rechnet sie

---

9 Außerdem weist er auf Haraway und ihre Kritik am Objektivitätsideal hin: »Einige Physiker nehmen den übermenschlichen Standpunkt ein, der von Donna Haraway spöttisch als Gottestrick apostrophiert wird.« (1999: 119) Später nimmt er diese wieder auf und bezieht sie auf alle Feministinnen: »Die Feministinnen sehen Objektivität und abstrakte Wahrheit als Werkzeuge, die gegen sie benutzt worden sind. [...] Sie machen geltend, dass eben diese Werte genauso wie das Wort ›Objektivität‹ eine großangelegte Hochstapellei sind. Sofern überhaupt eine Art von Objektivität erhaltenswert ist, dann muss es, wie einige behaupten, eine sein, die eine Vielfalt von Standpunkten anstrebt. Zu dieser Auseinandersetzung habe ich gerade deshalb nichts beizutragen, weil ich selbst gespalten bin. Vielleicht ist es eine Generationenfrage.« (Ebd. 153) Er versucht also, auf feministische

mehr oder weniger deutlich dem »(sozialen) Konstruktivismus« zu. Also gilt es, vor dem Hintergrund seiner Beschreibung noch einmal meine Unterscheidung zwischen (Radikalem und Sozialem) Konstruktivismus einerseits und »Dekonstruktivismus« andererseits zu prüfen bzw. zu rechtfertigen.

Wenn Hacking den Gegensatz zwischen »wirklich« und »sozial konstruiert« für unwichtig hält, so ist dies überraschend insofern, als die Verbreitung des Konstruktionsbegriffs sich soziologischen Ansätzen zur Erklärung der sozialen Wirklichkeit verdankt. Hacking schreibt zwar, dass der Begriff »Konstruktion« von Berger und Luckmann eingeführt worden sei, um aufzuzeigen, dass es »unterschiedliche Wirklichkeiten, die in den komplexen Sozialwelten entstehen« (ebd. 47) gebe, er weist in seiner Einleitung auch darauf hin, dass der Konstruktionsgedanke vor allem durch die *Gender Studies* Verbreitung gefunden habe und Feministinnen überzeugend gezeigt hätten, »dass geschlechtsspezifische Zuschreibungen und Beziehungen im höchsten Maße kontingent« seien (ebd. 21), aber er kritisiert den politischen Anspruch, der sich dort bei der Verwendung des Konstruktionsbegriffs zeige. Hier unterscheidet er zwischen sechs verschiedenen Graden des (politischen) Engagements (vgl. ebd. 39) und zählt dabei Butler zu den »rebellischen« Konstruktivistinnen.<sup>10</sup> Allerdings scheint er sie von seiner Kritik der »Aufgeregtheit« auszunehmen und ihr eine Sonderrolle zuzuschreiben: »Man glaube aber nun nicht, dass alle Feministinnen der Rede von sozialer Konstruktion aufgeschlossen gegenüber stehen. Butler etwa distanzieret sich von solchen Äußerungen, wie ich bereits angedeutet habe und bevorzugt präzisere und feiner gesponnene Begriffe.« (Ebd. 23f.) Außerdem schreibt er, Butler wolle »die Rede von Konstruktion allmählich überwinden« und zu einer komplexeren Analyse übergehen, einer Analyse nämlich, »die vielleicht das Wort ›Konstruktion‹ insgesamt fallen lassen würde« (vgl. ebd. 23). Er rechnet ihren Ansatz also dem »Konstruktivismus« bzw. dem Sozialkonstruktivismus zu, auch wenn sie sich »distanziere«, während ich oben vorgeschlagen habe, ihn nicht dem Sozialkonstruktivismus zuzuordnen.

---

Standpunkte einzugehen, enthält sich aber gleichzeitig einer Stellungnahme – aus Altersgründen ...

- 10 »Scheman ist eine *reformistische* Konstruktionistin, die eine Ideologie *entlarven* möchte. Butlers veröffentlichte Arbeiten fallen unter meine Bezeichnung »*rebellisch*«, während Wittigs Schriften *revolutionär* sind.« (Ebd. 23, Hervorh. im Original) Allgemeiner kritisiert er die Aufgeregtheit vieler Konstruktionisten, die nicht mehr zu einer klaren, kühlen Analyse fähig seien. Sie wollten »entlarven« und verfolgten das »Ziel der Bewusstmachung« (vgl. ebd. 19).

Betrachten wir noch einen anderen Punkt: Offensichtlich sind für Hacking naturwissenschaftliche Forscher eher als geisteswissenschaftliche zur »kühlen Analyse« fähig. So schreibt er, die philosophisch orientierten Soziologen der Naturwissenschaften seien hier offenbar den Forschern voraus, die sich mit »stärker menschengebundenen Themen« beschäftigen. Sie hätten das Adjektiv »sozial« aus ihren Titeln und Texten verbannt, während Autoren, von denen »spezifisch menschengebundene Sachverhalte« erörtert würden, es auch weiterhin recht unreflektiert benutzten (vgl. ebd. 69). Dann plädiert er für eine Unterscheidung des Konstruktionsgedankens in den Natur- und Sozialwissenschaften: Naturwissenschaftler hätten es mit »unbelebten«, Sozialwissenschaftler hingegen mit »belebten« Dingen zu tun. Daraus folgert er:

»Die Klassifikationen der Sozialwissenschaften sind interaktiv. Die Klassifikationen und Begriffe der Naturwissenschaften sind es nicht. In den Sozialwissenschaften gibt es bewusste Interaktionen zwischen Art und Person. In den Naturwissenschaften gibt es keinerlei Interaktionen desselben Typs. Es kann also nicht überraschen, dass konstruktionistische Fragen in den Naturwissenschaften in anderer Weise aufkommen als Fragen hinsichtlich der Konstruktion, die menschliche Angelegenheiten betreffen.« (Ebd. 58)

Hierfür nennt er zwei Beispiele: »Nehmen wir die beiden Extreme, Flüchtlingsfrauen und Quarks! Eine Flüchtlingsfrau kann erfahren, dass sie eine bestimmte Art von Person ist, und kann sich dementsprechend verhalten. Quarks erfahren nicht, dass sie eine bestimmte Art von Entität sind, und verhalten sich nicht danach.« (Ebd. 57) Hacking unterscheidet also zwischen den Gegenständen der Natur- und der Sozialwissenschaften, weil letzteren eine Eigenaktivität zuzuschreiben sei, ersteren jedoch nicht: Die Quarks würden sich nicht dadurch verändern, dass sie von Menschen als solche bezeichnet würden, die als »Flüchtlingsfrauen« Etikettierten aber sehr wohl. Einerseits ist diese Unterscheidung einleuchtend. Andererseits aber werden in den Naturwissenschaften Quarks und ähnliche Objekte längst nicht von allen Forschern als Objekte, die nicht interagieren, betrachtet.<sup>11</sup> Das heißt: Hacking stellt zwar dar, dass der Konstruktionsgedanke in die Naturwissenschaften dadurch gelangt sei, dass die Konstruktion wissenschaftlicher Tatsachen in den Blick der Forscher geraten sei (vgl. ebd. 96f.), aber er geht nicht auf die epistemologisch wichtige Frage, ob es eine naturwissenschaftliche Erkenntnis ohne soziale Aspekte geben kann, ein. Während die Arbeiten der von ihm zitierten Autoren (Kuhn 1976 und Feyerabend 1987 einerseits, La-

---

11 Am Ende seines Buches geht er hierauf selbst ein. Vgl. unten.



tour/Woolgar 1979 andererseits) auch in der Weise zu lesen sind, dass sie die Unterscheidung zwischen Natur- und Sozialwissenschaften in Frage stellen, hält Hacking an dieser fest.<sup>12</sup> Außerdem taucht der in den Arbeiten von Latour, Knorr-Cetina (1988) und Haraway wichtige Gedanke, dass auch Objekte mit Menschen interagieren, nicht auf. Gleichwohl ist der Interaktionsgedanke für Hacking wichtig, denn er schreibt: »Die Art und Weise, wie Menschen klassifiziert werden, interagiert mit den klassifizierten Menschen.« (Ebd. 56) Einerseits geht er also davon aus, dass unbelebte Objekte wie Quarks nicht interagieren können, andererseits spricht er aber einer »Idee« eine »Interaktionsfähigkeit« zu. Dies erscheint widersprüchlich. Bei genauerer Betrachtung seiner Überlegungen zeigt sich, dass sein Begriff der Interaktion in diesem Kontext schwierig ist, und zwar aus folgendem Grund: Eine »Idee« kann noch weniger mit Personen »interagieren« als unbelebte Objekte. Wenn Quarks ihr Verhalten nicht ändern, weil sie »nicht erfahren, dass sie eine bestimmte Art sind« (ebd. 57), kann es auch eine Idee nicht. Aber im Grunde geht es ihm auch nicht um die Interaktion, sondern um die Wirkung, die die Idee auf die Interaktion verschiedener Subjekte hat. Dies wird an folgender Aussage deutlich:

»Personen, die diesen Arten [›Flüchtlingsfrau‹, ›kindlicher Fernsehzuschauer‹ oder ›Zulu‹] angehören, können sich darüber klar werden, dass sie in dieser Weise klassifiziert werden. Sie können stillschweigende oder auch explizite Entscheidungen treffen, Lebensformen anpassen oder übernehmen, um sich der auf sie anwendbaren Klassifikation anzubequemen oder zu entziehen. Eben diese Entscheidungen, Anpassungen oder Übernahmen haben Folgen für diese Gruppe, für die Art von Personen, die so genannt werden. Das Ergebnis sind vielleicht besonders wirksame Interaktionen. Was über die Personen einer bestimmten Art bekannt war, kann falsch werden, weil sich Personen dieser Art aufgrund ihrer Selbsteinschätzung geändert haben. Dieses Phänomen nenne ich den Loopingeffect menschlicher Arten.« (Ebd. 60)

Der Begriff des »Loopingeffects« soll die Rückwirkung beschreiben: Sobald eine Idee »in der Welt« sei, habe sie Wirkung auf die Menschen. Es entstehe ein Effekt, weil die in bestimmter Weise klassifizierten Personen auf das Klassifiziert-Werden reagieren und sich dementsprechend

---

12 Kuhn hat z.B. auf die Beschränkung von Theorie, empirischen Beweisen und Erkenntnis hingewiesen, und in den Laborstudien von Latour und Knorr-Cetina wird deutlich, dass naturwissenschaftliches Wissen in Prozessen, in denen auch Objekte als Agenten wirken, hergestellt wird. (Vgl. dazu Lucht 2004: 31ff.)

ändern. Insofern handelt es sich um die Folgen der »Idee«. Diese entwickelt selbst keine Aktivität, sie »interagiert« nicht, aber sie »wirkt«.<sup>13</sup>

Hier kommt ein für weitere Überlegungen wichtiger Aspekt zum Vorschein: Wenn Hacking betont, dass z.B. eine Frau aufgrund des Etiketts »Flüchtlingsfrau« ihr Verhalten ändere, setzt er beim Subjekt Handlungsfähigkeit und Selbstreflexivität voraus. Dies wird am Schluss, wenn er auf »Kontinua« z.B. zwischen indifferenten und interaktiven Arten eingeht, sehr deutlich: Einige Autoren würden vorschlagen, »man solle der materiellen Welt des Laboratoriums und jenseits des Laboratoriums [...] Handlungsfähigkeit zuschreiben«: »Diese Denkweisen werden in der Zukunft immer mehr Anklang finden. Wie ist es um Cyborgs bestellt?« (Ebd. 169)<sup>14</sup> Er bezieht zwar nicht eindeutig Stellung, aber er hält es offensichtlich für möglich, dass wir Cyborgs werden, auch wenn eine gewisse Ironie nicht zu übersehen ist: »Vielleicht wird uns eines Tages die Art und Weise zum Bewusstsein kommen, in der wir von den Maschinen klassifiziert werden. Jetzt obliegt es mir noch nicht, Fragen zu beantworten, die sich aus dieser neuen Bewegung des Posthumanismus ergeben.« (Ebd. 170) Außerdem beendet er seine Ausführungen mit folgendem Ausblick:

»Die Dynamik der Klassifikation ist der Ort, wo es spannend wird. Wenn wir beginnen, uns unter Cyborgs zu bewegen oder selbst Cyborgs zu werden, entwickelt sich das Biolooping zu einer ganz normalen Tatsache des Alltags. Das Klassifikationslooping wird nebenher fortwähren, bis die beiden in einer Welt, die noch niemand vorhersehen kann, vielleicht eins werden.« (Ebd. 194)

Nun spricht er vom Bio- und vom Klassifikationslooping: Aus der »Erzeugung und Gestaltung einer interaktiven Art« – oder auch einer Mischform aus einer indifferenten und interaktiven Art, nämlich einer Cyborg – entwickle sich eine Dynamik, die sich wiederum auf die »Formung von Personen« auswirke. Deshalb fragt er: »Wie gelingt es

---

13 Im letzten Kapitel merkt Hacking an, dass er dieses Phänomen zunächst »Loopingeffekt der Menschenarten« genannt habe, inzwischen aber lieber von »interaktiven Arten« spreche (vgl. ebd. 164). M.E. ist sein Begriff »Loopingeffekt« angemessener, wenn er die Wirkung der Kategorien auf das Verhalten der Personen meint.

14 Dabei erwähnt er auch, dass der Begriff »Cyborg« von den beiden »Universalgelehrten« Manfred Clynes und Nathan Kline (1960/1996) stamme und sie damit »einen biologischen Rückkoppelungsmechanismus ohne Selbstbewusstsein« meinten, »der sich potentiell an Menschen mit Selbstbewusstsein anschließen ließe, die dann dank des Cyborgs mehr Freiheit hätten, um sich mit Denk- und Forschungsaufgaben zu beschäftigen.« (Vgl. ebd. 169f.)

den Menschen, sich selbst zu formen, während sie in ihren Handlungen mit leistungsfähigen Klassifikationen übereinstimmen oder davon abweichen?« (Ebd.) Deutlich schreibt er »den Menschen« nicht nur Handlungsfähigkeit, sondern auch die Fähigkeit, sich selbst zu formen, zu. Bezug nehmend auf meine Ausführungen zum feministischen Streit um *agency* und die Konstitution des Subjekts, lässt sich dann formulieren, dass er das Subjekt als außerhalb des Feldes stehend konzipiert. Dies wird bei der Betrachtung seiner Definition von »Konstruktion« noch deutlicher zu zeigen sein. Zuvor möchte ich jedoch noch zwei Hinweise geben. Zum einen ist anzumerken, dass der Gedanke des »Loopingeffekts«, d.h. dass eine »Idee«, ein Etikett oder eine Kategorie Wirkung hat, so neu nicht ist. Erinnert sei an das »Thomas-Theorem« aus den Anfängen der qualitativen Migrationsforschung<sup>15</sup> und den *labeling approach*-Ansatz des Symbolischen Interaktionismus, denn dort wurde beschrieben, wie die Etikettierung zur Stigmatisierung und Ausgrenzung führt. Außerdem hatte Watzlawick mit seinem Theorem der *self-fulfilling prophecy* (1986) einen ähnlichen »Loopingeffekt« im Auge, denn er zeigt auf, dass »die erfundene Wirklichkeit« nur dann zur »wirklichen Wirklichkeit« werde, wenn sie »geglaubt« werde, dass also die Wirkung der sich selbsterfüllenden Prophezeiung außer Kraft zu setzen sei und gewisse Spiele mit einfachen Tricks zu gewinnen seien: »Sobald uns jemand auf das Bestehen dieses Tricks aufmerksam macht, brauchen wir nicht mehr naiv weiterzuspielen (und immer wieder zu verlieren).« (1986: 108)<sup>16</sup> Zum anderen ist auf eine Leerstelle in Hackings Ausführungen hinzuweisen. Für ihn wird es »spannend« bei der Dynamik der Klassifikation, nämlich dort, wo die Herstellung der »Idee«, z.B. die Konstruktion der »Flüchtlingsfrau«, in den Blick genommen wird: Er geht dabei auf die Wirkung des »Etiketts« auf die als solche Etikettierte ein. An dieser Stelle lässt sich fragen: Was hat es mit diesen »Ideen«, »Etiketten« oder Kategorien auf sich? Warum werden derartige Katego-

15 Das Thomas-Theorem lautet: »Wenn die Menschen Situationen als real definieren, dann sind diese in ihren Folgen real.« (Vgl. ABS 439)

16 Hier gibt es Anknüpfungspunkte sowohl zu Haraways als auch zu Butlers Vorschlägen für eine neue feministische Theoriebildung, denn beide wollen das alte Spiel nicht mehr weiterspielen und dafür sorgen, dass Frauen nicht immer weiter verlieren. Schon hier sei darauf hingewiesen, dass beide versuchen, eine andere Sichtweise zu entwickeln, dass ihre Wege aber verschieden sind: Haraway versucht, den Glauben an die alten Mythen zu erschüttern und neue Mythen zu erzählen (vgl. 1995a: 64). Butler schreibt, das Reale und das sexuell Faktische seien »phantasmatische Konstruktionen« und »Illusionen von Substanz« (GT 214) und schlägt vor, diese Fundamente aufzubrechen (ebd. 216) und »unglaublich zu machen« (ebd. 208).

rien »konstruiert«? Und wer »konstruiert« sie? Diese Konstruktionen entwickeln sich nicht aus dem Nirgendwo. Hier wäre an die oben aufgezeigte Kritik, dass durch die Differenzbehauptung ein *othering* erzeugt wird, anzuknüpfen. Aber hierauf geht Hacking nicht ein. Gleichwohl bieten seine Ausführungen zum Konstruktionsbegriff hierfür wichtige Anhaltspunkte.

### **Konstruktion als Metapher**

Deutlicher als viele andere AutorInnen geht Hacking auf das Metaphorische des Konstruktionsbegriffs ein: »Über das metaphorische Element des Konstruktionsbegriffs denken die meisten Autoren gar nicht nach.« (1999: 83) Er kritisiert, dass die meisten Arbeiten über soziale Konstrukte »geradezu überschwänglichen Gebrauch von Metaphern« machten und dabei den Bereich des Metaphorischen oft hinter sich ließen. Es sei aber wichtig, den »Kerngedanken des Bauens und Zusammensetzens«, der vom Lateinischen bis zum modernen Englisch in dieser Metapher enthalten sei, im Auge zu behalten.

»Die Metapher bewahrt – ebenso wie die uralte und mausetote geometrische Metapher der Konstruktion mit Hilfe von Lineal und Zirkel – die Bedeutung der systematischen Anordnung von Elementen, die so zum Bestandteil eines Ganzen werden. Natürlich ist das Ganze mehr als die Summe seiner Teile, denn es ist eine systematische Anordnung, ein Gebilde. Gebäude sind immer mehr als die Summe ihrer Bestandteile.« (Ebd. 82)

Daraus folgert er:

»Alles, was den Namen Konstruktion verdient, wurde oder wird in ganz bestimmter Stufenfolge konstruiert, wobei die späteren Stufen auf dem Ergebnis früherer Stufen aufbauen. Alles, was den Namen Konstruktion verdient, hat eine Geschichte. Aber nicht jede beliebige Geschichte. Es muss eine Geschichte des Aufbaus sein.« (Ebd. 83)

Hacking insistiert also auf dem im Konstruktionsbegriff enthaltenen Bild des systematischen Aufbaus. Die »Konstruktionisten« hätten die metaphorische Bedeutung des Begriffs »Konstruktion« aus den Augen verloren, dies sei zu korrigieren: »Konstruktionisten (Russel) und Konstruktivisten (Brouwer) sind der Grundmetapher der Konstruktion im Sinne von Aufbau treu geblieben. [...] Ich möchte die sozialen Konstruktionisten dazu anhalten, dem gleichen Glauben treu zu bleiben.« (Ebd.) Auch ich halte es für sinnvoll und notwendig, an der metaphorischen Bedeutung dieses Begriffs festzuhalten. Wenn im Konstruktions-

begriff immer schon das Aufbauen oder das Aufgebaute, das Gebäude enthalten ist, sollte er nur in dieser Bedeutung verwendet werden.

Damit taucht ein neuer Aspekt auf: Auch wenn Hackings Überlegung, dass Konstruktionen Wirkung haben, nicht wirklich neu ist, so lässt sich folgern, dass der Gedanke der Wirkung des »Aufgebauten« im Konstruktivismus wichtig ist. Ist dies vielleicht gar ein zentrales Merkmal des Konstruktivismus? Wird in konstruktivistischen Ansätzen vielleicht vor allem die Wirkung von (sozial konstruierten) »Tatsachen« in Rechnung gestellt? Dann wäre zu folgern, dass der Konstruktionsbegriff im Sozialkonstruktivismus überhaupt erst in diesem Sinne von herausragender Bedeutung ist. Mir scheint, dass der Sozialkonstruktivismus vor allem Wirkungsforschung ist, denn in ihm wird nicht nur die soziale Konstruktion der Wirklichkeit analysiert, sondern auch und vor allem die soziale Wirkung von Konstruktionen.

An dieser Stelle klärt sich, warum Hacking statt »Essentialismus« den Begriff der »Unvermeidlichkeit« vorschlägt: Da er »Konstruktion« als Prozess des Aufbaus definiert, bezieht sich der Gedanke der »Unvermeidlichkeit« auf einen zwangsläufigen, unumkehrbaren Prozess. Eine Idee, die einmal in der Welt sei, habe Wirkung, die nicht mehr rückgängig zu machen sei. Insofern meint er mit dem »schwammigen« Begriff der »Unvermeidlichkeit« Folgenhaftigkeit, vielleicht auch »Zwangsläufigkeit«. <sup>17</sup> Und damit wird deutlich, dass dieser Aspekt mit dem feministischen Essentialismus-Streit, in dem es nicht um Folgen, sondern um Voraussetzungen und ontologische Setzungen ging, nichts zu tun hat.

Dass der Aspekt der Folgenhaftigkeit von »Ideen« bzw. Konstruktionen für ihn wichtig ist, zeigt sich auch noch an seiner Beschreibung

---

17 Hierfür wählt er auch den Begriff der Kontingenz. »Der Konstruktionist vertritt eine Kontingenzthese.« (1999: 125) Dies aber führt zu Missverständnissen, denn der Begriff der Kontingenz bezieht sich im Allgemeinen auf die Möglichkeit, etwas anders zu denken, als es ist bzw. erscheint. Rorty z.B. spricht von der Kontingenz der Sprache, des Selbst und des Gemeinwesens und meint damit, dass die Welt zwar »da draußen« existiere, wir Menschen aber nur Beschreibungen der Welt und kein Kriterium dafür hätten, ob diese Beschreibungen »wahr oder falsch« seien. (1997: 91). Sprachen seien »historische Kontingenzen« (ebd. 109), es sei daher müßig, die wahre Gestalt der Welt oder des Menschen erfassen zu wollen. Luhmann wiederum bezeichnet mit Kontingenz etwas, »was weder notwendig ist noch unmöglich; was also so, wie es ist (war, sein wird), sein kann, aber auch anders möglich ist.« (1987: 152) Mit diesem Begriff erklärt er die Zufallsentstehung von Ordnung: Diese entstehe, weil die Kontingenzerfahrung auf Dauer sozial unerträglich, die Komplexitätsreduktion notwendig sei. Auch bei Luhmann ist der Begriff also nicht auf »Zwangsläufigkeit« bezogen.

(und Umdeutung) von Butlers Anliegen, wie kurz darzustellen ist. Er schreibt zunächst, dass Thomas Laqueur untersucht habe, wie unterschiedlich die Geschlechtsorgane im vergangenen Jahrtausend dargestellt worden seien, dass aber Butlers Anliegen darüber hinaus reiche:

»Die von Laqueur geschilderten Wissenssysteme gehen alle davon aus, dass das biologische Geschlecht physiologisch bedingt ist, etwas Gegebenes, das dem menschlichen Denken vorausliegt. Die Wissenssysteme vertreten unterschiedliche Meinungen über das Gegebene. Butler wirft die Frage auf, *wie wir zu der Idee dieses Gegebenen kommen.*« (Ebd. 23, Hervorh. U.M.)<sup>18</sup>

Auffällig ist, dass er hier von der »Idee« spricht, eine Formulierung also, die für sein Anliegen wichtig ist, nicht aber für Butlers. Ihr geht es kaum um Fragen der Entstehung oder Wirkung einer »Idee«, und sie betrachtet *gender* kaum als Idee. Doch Hacking fährt fort: »Ältere Vorstellungen von Gender helfen nicht dabei, solche Fragen zu beantworten. ›Wie muß Gender reformuliert werden, damit es die Machtverhältnisse einschließt, die den Effekt eines vordiskursiven Geschlechts erzeugen und so noch den Vorgang der diskursiven Erzeugung verschleiern.« (Ebd.) Auch wenn er direkt aus Butlers *Gender Trouble* zitiert, um seine Lesart von Butler abzusichern, missversteht er – wie viele andere – den Ausdruck »Vorgang der diskursiven Erzeugung« in Butlers Aussage, denn er deutet ihn in der Weise, dass die »diskursive Erzeugung« durch Subjekte erfolge.<sup>19</sup> Wie oben aufgezeigt, ist aber für Butler die »diskursive Erzeugung« ohne handelnde Subjekte zu denken. Da für sie das Subjekt »Effekt« ist, können ihm keine erzeugenden, konstruktiven Fähigkeiten zugeschrieben werden.

Zwar ist zu kritisieren, dass Hacking Butler umdeutet, aber sein Vorschlag, Konstruktion als Prozess oder Produkt des Aufbaus zu definieren, ist aufzunehmen, denn in dieser Definition ist zum einen impliziert, dass die Produkte von Subjekten hergestellt, aufgebaut werden, zum anderen, dass Konstruktionen Wirkungen haben, wodurch die Folgen der Konstruktionen mit in den Blick genommen werden können.

---

18 Hier zeigt sich im Übrigen ein ähnliches Problem wie bei den »interaktiven Arten«, denn er schreibt den »Wissenssystemen« Handlungsfähigkeit zu. Können Wissenssysteme handeln und Meinungen vertreten?

19 Dies konnte ich umso leichter erkennen, als ich selbst bei meiner ersten Lektüre Butler in dieser Weise missverstanden hatte.

## Das Subjekt in (»de«-)konstruktivistischen Ansätzen

Nach dieser Definition des Konstruktionsbegriffs lässt sich nun die Konstitution des Subjekts in konstruktivistischen Ansätzen präziser beschreiben: In radikal- wie in sozialkonstruktivistischen Ansätzen ist der Konstruktionsbegriff im Sinne des Aufbaus oder des Aufgebauten von zentraler Bedeutung. Dabei wird das Hervorbringen der Konstruktionen den Subjekten zugeschrieben. Diese Ansätze gehen also von den aufbauenden, konstruktiven Fähigkeiten des Subjekts, von Subjekten als »Konstruktoren« aus.

Wie oben aufgezeigt, wird das Subjekt im Radikalen Konstruktivismus als außerhalb des Feldes stehend konzipiert, denn ihm wird das »Erfinden« der Wirklichkeit zugeschrieben. Auch im Sozialen Konstruktivismus wird das Subjekt als außerhalb des Feldes stehend konzipiert, denn es wird als »Erzeuger« der Konstruktionen betrachtet und ihm wird die Fähigkeit, sich zum Aufgebauten, zu den Konstruktionen zu verhalten, zugeschrieben. In diesen beiden Ansätzen hat das Subjekt also konstruktive Fähigkeiten.

Dies steht im Gegensatz zur Konstitution des Subjekts, wie Butler und Foucault sie beschreiben. Deshalb lässt sich nun fragen, ob, wenn der Gedanke des systematischen Aufbaus für den Begriff der Konstruktion und dementsprechend für konstruktivistische Ansätze wichtig ist, Foucaults Ansatz als »konstruktivistisch« zu bezeichnen ist. Hacking beantwortet diese Frage positiv. Zu Foucault schreibt er z.B., dieser habe aufgezeigt, dass »die Forderungen der Sittlichkeit von uns selbst als moralischen Handlungssubjekten konstruiert werden«:

»Es ist festzuhalten, dass in der Moralphilosophie seit Kants kategorischem Imperativ und bis hin zu John Rawls' Theorie der Gerechtigkeit und Michel Foucaults Vorstellung von Selbstverbesserung ständig betont wird, dass die Forderungen der Sittlichkeit von uns selbst als moralischen Handlungssubjekten *konstruiert* werden und dass nur die selbstkonstruierten Forderungen in Einklang stehen mit der Freiheit, die wir als moralische Akteure verlangen.« (Ebd. 78, Hervorh. U.M.)

An anderer Stelle schreibt er: »Und obwohl ich mich hier nicht weiter darauf einlassen möchte, habe ich den Eindruck, dass in der Ethik Kant, Rawls und Foucault (um die Namen der drei bereits genannten Moralphilosophen zu wiederholen) angeben, wie und warum man etwas aufbaut.« (Ebd. 83) Nach meiner Lesart beruht Hacking's »Eindruck« auf einem Missverstehen des Anliegens Foucaults, denn ihm geht es nicht darum aufzuzeigen, wie und warum »man« etwas aufbaut, »konstruiert«.

Gerade dies ist für Foucault Anzeichen eines Denksystems, das er überwinden möchte. Er geht gerade nicht von den kreativen und konstruktiven Fähigkeiten des Subjekts aus, er will gerade nicht die Geschichte des Aufbaus analysieren. Seine Perspektive ist sozusagen entgegengesetzt zur konstruktivistischen.

Allgemeiner lässt sich festhalten: So hilfreich Hackings Bemühen, den Kerngedanken des Konstruktivismus (in allen drei Varianten des Konstruktivismus, Konstruktionalismus und Konstruktionismus) freizulegen, ist, so schwierig ist es, dass er Foucault und Butler diesem zu-rechnet. M.E. deutet er Foucaults und Butlers Ansatz um. Und nur dadurch kann er diesen unter das Etikett des »Konstrukt-ismus« subsumieren. Umgekehrt lässt sich die von mir vorgeschlagene Unterscheidung zwischen Konstruktivismus und »Dekonstruktivismus« pointierter fassen: Der »dekonstruktivistische« Ansatz steht nicht nur im Gegensatz zum Radikalen, sondern auch zum Sozialen Konstruktivismus. Von hier aus ist nun Haraways Ansatz genauer zu betrachten, denn sie beruft sich wie Butler auf Foucault.

## **Haraways (»de«-)konstruktivistischer Ansatz**

Oben habe ich aufgezeigt, dass Haraways Arbeiten für die feministische Diskussion ähnlich bedeutsam waren (und sind) wie Butlers *Gender Trouble* und dass sie Einfluss auf kulturanthropologische Studien hatten. Hier sei betont, dass Haraway und Butler beide als Theoretikerinnen betrachtet werden, die Foucaults Ansatz für das feministische Projekt nutzbar gemacht haben. So schreiben Hammer und Stieß z.B., Haraways Ansatz reiche weiter als Butlers, weil sie im Gegensatz zu Butler die Wirklichkeit der Körper anerkenne: »Während sich Butler in ihren Texten dem ›Gestalter des Phänomens Körpergeschlecht‹ zuwendet, versucht Haraway außerdem der Spielart des Körpergeschlechts im Prozess des Gestaltens auf die Schliche zu kommen.« (1995:14) An ihren Ausführungen ist noch einmal exemplarisch aufzuzeigen, dass häufig nicht zwischen konstruktivistischen und »dekonstruktivistischen« Ansätzen unterschieden wird. So schreiben sie zur Konstruktion und zu den unterschiedlichen Konzeptionen der Handlungsfähigkeit des Subjekts, Butler bestimme »Konstruktion als einen Prozess, der nicht nur die Subjekte und Handlungen, sondern auch die Materie als Effekte« hervorbringe (ebd. 13). Auf ihre Ablehnung des Konzepts der Handlungsfähigkeit des Subjekts gehen sie also nicht ein. Gleichzeitig schreiben sie zu Haraway, sie habe ein Konzept von Handlungsfähigkeit, das nicht auf Identität und Abgrenzung, sondern auf Verkörperung beruhe:



»Frauen, Primaten und Cyborgs erweisen sich so als heterogene Verbündete in einem Prozess, der die Konstruktion eines unabhängigen, homogenen, selbst-identischen, aktiven männlichen Subjekts, das sich nur durch seine Abgrenzung gegen Andere (Frauen, Nicht-Weiße, Tiere, Maschinen) erhalten kann, destabilisiert. An die Stelle dieses Subjekts tritt bei Haraway ein Selbst, dessen Handlungsfähigkeit nicht auf Abgrenzung, sondern auf Verkörperung, innerer Differenz und Verbundenheit über die Grenzen zwischen Mensch und Tier und zwischen Mensch und Maschine hinweg beruht.« (Ebd. 30)

Die Autoren weisen zwar darauf hin, dass Haraway das »alte« Subjekt des westlichen Humanismus verabschiede, aber wenn sie schreiben, das »Selbst« trete an seine Stelle und seine Handlungsfähigkeit beruhe auf »Verkörperung« und »Verbundenheit«, so wird deutlich, dass sie genau an der Stelle, wo die Frage, ob Haraway dem Subjekt kreative, konstruktive Fähigkeiten zuschreibt, sehr vage Formulierungen wählen. Gleichwohl deuten sie an, dass Haraway dem Subjekt wesentlich mehr Spielraum einräume als Butler, denn einem Selbst, das an die Stelle des Subjekts tritt und nicht wie bei Butler als »Effekt« gedacht wird, wird immer noch die Fähigkeit des (kreativen) Konstruierens zuzurechnen sein.

Dies soll im Folgenden genauer betrachtet werden. Dabei sei vorausgeschickt, dass, wenn Haraway von einer »Neuerfindung der Natur« (*Re-Invention of Nature*) spricht, dies an den zentralen Gedanken im Radikalen Konstruktivismus erinnert, denn dort wird die Wirklichkeit als eine Erfindung des Subjekts betrachtet (vgl. oben). Es gilt also genauer zu prüfen, ob sie die Konstitution des Subjekts radikal- oder sozialkonstruktivistisch oder aber »dekonstruktivistisch« denkt.

Im *Manifest für Cyborgs*, ihrem für die feministische Politik wichtigsten Essay, schlägt Haraway einen Neuansatz für das feministische Projekt vor:

»Ich plädiere dafür, die Cyborg als eine Fiktion anzusehen, an der sich die Beschaffenheit unserer heutigen gesellschaftlichen und körperlichen Realität ablesen lässt. Sie sollte aber auch als eine imaginäre Ressource betrachtet werden, die uns einträgliche Verbindungen eröffnen kann. Die Biopolitik Foucaults ist nur eine schwache Vorahnung des viel weiteren Feldes der Cyborg-Politik.« (1995a: 34)

Hier wird deutlich, dass sie die »Cyborg-Politik« für eine notwendige Erweiterung der von Foucault analysierten »Biopolitik« hält. Es sei ein viel weiteres Operationsfeld anzunehmen. Die Cyborgs operierten in einem »wesentlich mächtigeren Operationsfeld«, schreibt sie an anderer Stelle (vgl. ebd. 50). Haraway knüpft also an Foucault an, will aber seinen Ansatz auf ein weiteres Feld ausdehnen. Dazu bedient sie sich der

Cyborg-Figur, der sie eine doppelte Funktion zuschreibt: Zum einen dient sie ihr zur Beschreibung der »heutigen gesellschaftlichen Realität« (!), zum anderen solle es ein Mittel zur Veränderung eben dieser sein. Es sei einerseits möglich, mithilfe dieser Figur die »unheimlichen, neuen Netzwerke«, die »Informatik der Herrschaft« zu beschreiben (vgl. ebd. 48), andererseits sei es ein Mittel, um eine neue Art von Texten zu schreiben, »mittels derer wir uns am Spiel, die Welt zu schreiben und zu lesen, beteiligen« (vgl. ebd. 37). Dieser für Haraway wichtige Gedanke ist genauer zu betrachten.

Zum Ende des *Manifests* schreibt sie zusammenfassend, sie wolle »mit Hilfe der Cyborg-Metaphorik« einerseits aufzeigen, dass »die Produktion einer universalen, totalisierenden Theorie« ein bedeutender Fehler sei, der die meisten Bereiche der Realität (!) verfehle (ebd. 71) – hier nimmt sie die Kritik Foucaults an totalisierenden Theorien sowie die postkoloniale Kritik an der Universalitätsbehauptung westlicher Theorien auf – andererseits wolle sie aufzeigen, dass die WissenschaftlerInnen »Verantwortung für die sozialen Beziehungen, die durch die gesellschaftlichen Wissenschafts- und Technologieverhältnisse strukturiert werden«, zu übernehmen hätten (ebd.). Sehr deutlich spricht sie also von der Verantwortung der WissenschaftlerInnen. Hierauf wird später einzugehen sei. Zunächst sei betont, dass Haraway es für notwendig hält, bessere Beschreibungen der »Realität« zu »erfinden«, denn sie geht davon aus, dass wissenschaftliche Beschreibungen die gesellschaftlichen Verhältnisse strukturieren. Daran ist noch nicht zu erkennen, ob sie einen konstruktivistischen oder »dekonstruktivistischen« Ansatz vertritt, denn es lässt sich durchaus behaupten, dass auch Foucault einen neuen, besseren Ansatz zu Beschreibung der Realität entworfen, also »erfunden« hat. Das heißt: Auch wenn im *Manifest* häufig die Begriffe »Konstruktion«, »Rekonstruktion« und »Dekonstruktion« sowie »Realität« und »Wirklichkeit« auftauchen und dies eher auf einen sozialkonstruktivistischen Ansatz hinweist, so steht doch gleichzeitig die Kritik an Machtverhältnissen, das Interesse für den »Ausschlussmechanismus« an zentraler Stelle, und dies weist eher auf einen »dekonstruktivistischen« Ansatz hin:

»Der Ausschlussmechanismus durch Benennungen ist scharf ins Bewusstsein getreten. Identitäten erweisen sich als widersprüchlich, partiell und strategisch. [...] Es gibt nicht einmal den Zustand des Weiblich->Seins«. Dieser ist selbst eine hochkomplexe Kategorie, die in umkämpften sexualwissenschaftlichen Diskursen und anderen sozialen Praktiken konstruiert wurde. Gender-, Rassen- oder Klassenbewusstsein sind Errungenschaften, die uns aufgrund der schrecklichen historischen Erfahrung der widersprüchlichen, gesellschaftlichen Wirk-

lichkeiten von Patriarchat, Kolonialismus und Kapitalismus aufgezwungen wurden.« (Ebd. 40f.)

Vage ist jedoch zu erkennen, dass Haraway – wie viele andere vor und nach ihr – einen Diskursbegriff verwendet, der mit dem Foucaults nicht identisch ist. Wenn sie schreibt, die Kategorie des Weiblich-Seins sei »in umkämpften Diskursen« »konstruiert« worden, betrachtet sie den Diskurs als ein Feld, in dem Kämpfe über die Bedeutung dieser Kategorien stattfinden.<sup>20</sup> Für Foucault aber ist der Diskurs kein Feld von Auseinandersetzungen, sondern ein »Raum der Äußerlichkeit, in dem sich ein Netz von unterschiedlichen Plätzen entfaltet«, ein »Feld von Regelmäßigkeiten« (vgl. AW 82). Und dieser Raum sei weder »durch den Rückgriff auf ein transzendentes Subjekt« noch durch den auf eine »psychologische Subjektivität« zu beschreiben (ebd.).

Um weiter zu klären, ob Haraway einen »dekonstruktivistischen« Ansatz vertritt, ist ihre Stellungnahme zur »Wissenschaftsfrage im Feminismus« in *Situiertes Wissen* zu betrachten. Hier taucht z.B. das Ziel der »Dekonstruktion« auf:

»Ich und andere begannen unsere Arbeit mit dem Wunsch nach einem starken Instrument zur Dekonstruktion der Wahrheitsansprüche einer feindlichen Wissenschaft, in dem wir die radikale historische Spezifität und damit die Anfechtbarkeit jeder Schicht der zwiebelförmig angeordneten wissenschaftlichen und technologischen Konstruktionen zeigten. Und wir sind schließlich bei einer Art epistemologischer Elektroschocktherapie angelangt, die uns mit selbstinduzierten multiplen Persönlichkeitsstörungen außer Gefecht setzt, anstatt uns an die Spieltische zu bringen, wo mit hohen Einsätzen um allgemein anerkannte Wahrheiten gespielt wird.« (1995b: 77)

Sie zeigt an, dass die »Dekonstruktion von Wahrheitsansprüchen« ihr Ziel gewesen sei. Offensichtlich bedeutet »Dekonstruktion« hier »Infragestellen« und »Abschaffen«. Kurz danach schreibt sie, Feministinnen müssten »auf einer besseren Darstellung der Welt beharren« (ebd. 78). Die Arbeiten, in denen die vielfältigen Konstruktionen von *sex* und *gender* analysiert werden, könnten letztlich nur zeigen, wie diese »konstruiert« würden. Aber die Rekonstruktion der Prozesse sei unbefriedigend, es reiche nicht aus, auf die »grundlegende historische Kontingenz zu verweisen und zu zeigen, wie alles konstruiert ist« (vgl. ebd. 78).

20 An anderer Stelle schreibt sie, wissenschaftliche Diskurse könnten »als geronnene Momente unablässiger, sozialer Interaktionen, die diese konstituieren« und als »mächtige Instrumente zur Durchsetzung von Bedeutung« betrachtet werden (vgl. 1995a: 51).

Feministinnen müssten weitergehen, das heißt, sie müssten über die Rekonstruktion hinausgehen.

Ein ähnlicher Gedanke oder eine ähnliche Kritik ist auch bei Butler zu finden. Auch sie weist daraufhin, dass es nicht ausreiche, immer wieder zu betonen, dass die Konstruktionen nachteilig für Frauen seien (vgl. GT 17f.). Und ähnlich wie Butler später in *Körper von Gewicht* verschiedene Versionen des »Konstruktivismus« kritisieren wird (vgl. KvG 29ff.), kritisiert Haraway hier den Sozialkonstruktivismus:

»Politisch engagierte Menschen können nicht zulassen, dass der Sozialkonstruktivismus zu strahlenden Emanationen des Zynismus zerfällt. Auf jeden Fall könnten Sozialkonstruktivistinnen behaupten, die ideologischen Lehren der wissenschaftlichen Methode und der ganze philosophische Wortschwall über Epistemologie seien zusammengebraut worden, um unsere Aufmerksamkeit davon abzulenken, durch das Ausüben von Wissenschaft eine *wirkungsvolle* Kenntnis der Welt zu erlangen.« (1995b: 75)

Sie behauptet also, durch den Sozialkonstruktivismus würden Feministinnen davon abgelenkt, »eine wirkungsvolle Kenntnis der Welt zu erlangen«. Aber geht es in diesen Analysen nicht gerade auch um Wirkungsanalysen? Und sollten diese Analysen selbst ohne Wirkung sein? Dies wird weiter unten zu klären sein. Hier ist darauf hinzuweisen, dass Haraway in diesem Zusammenhang den Begriff des »radikalen Sozialkonstruktivismus« wählt: »Aus der Perspektive des radikalen Sozialkonstruktivismus haben wir also keinen Grund, uns von WissenschaftlerInnen durch Beschreibungen ihrer Aktivitäten und Errungenschaften einschüchtern zu lassen. Sie und ihre GönnerInnen haben ein Interesse daran, uns Sand in die Augen zu streuen.« (Ebd. 74)<sup>21</sup> Auf den Unterschied zwischen Radikalem und Sozialem Konstruktivismus geht sie also nicht ein. In meiner oben vorgenommenen Unterscheidung wäre Haraways Begriff eine »Mischform« aus Radikalem Konstruktivismus und Sozialkonstruktivismus. Welche Version des Konstruktivismus meint sie hier?

»Neuere sozialwissenschaftliche Studien über Wissenschaft und Technologie (haben) ein sehr starkes Argument für die soziale Konstruiertheit *aller* Arten von Erkenntnisansprüchen zur Verfügung gestellt, und dies besonders und mit großer Gewissheit für solche in den Naturwissenschaften. Für diese verlockenden Sichtweisen gibt es keine privilegierte Binnenperspektive, weil innerhalb

---

21 Die Übersetzerin merkt dazu an, dass es im Englischen sowohl »*social constructivism*« wie »*constructionism*« gebe, dass der Begriff »Konstruktivismus« in der deutschen Diskussion aber nicht üblich sei und auch hier nicht eingeführt werden solle (vgl. 1995: 207).

des Wissens alle Grenzziehungen zwischen innen und außen als Machtstrategien und nicht als Annäherung an die Wahrheit theoretisiert werden.« (Ebd.)

Hier geht es ihr also um die »Entlarvung«, d.h. um das Infragestellen der Autorität der Wissenschaft und um die »Grenzziehung«, d.h. die Unterscheidung zwischen »innen« und »außen« als »Machtstrategie«. Wie oben aufgezeigt, wird die Grenzziehung im Radikalen Konstruktivismus nicht als »Machtstrategie« problematisiert, denn die Geschlossenheit des Systems, d.h. die Unterscheidung zwischen innen und außen ist eine zentrale Annahme in diesem Ansatz. Dass diese Grenze gezogen wird, wird hier nicht theoretisiert. Also meint sie eher einen sozialkonstruktivistischen Ansatz, denn in diesen wird das Ziehen, das »Konstruieren« von Grenzen thematisiert. Es ist allerdings auch möglich, dass sie sich hier auf Foucaults Machtkritik bezieht, wenn sie von »Machtstrategien« spricht. Was aber meint sie mit diesem Begriff?

### **Die Macht im Wissenschaftsfeld**

Wenn Haraway schreibt, dass sie in ihrer eigenen wissenschaftlichen Sozialisation erfahren habe, dass die Erkenntnis des konstruktiven Charakters der Wahrheit(en) sie schließlich gelähmt und »außer Gefecht« gesetzt habe, beschreibt sie Wissenschaft als ein »Machtfeld«, als »das Spiel«, auf das es ankomme. Da es keine objektive Wahrheit gebe, gehe es um die Durchsetzung von Wahrheitsbehauptungen und damit um die Durchsetzung der Erzählungen, die die WissenschaftlerInnen als Akteure in diesem Machtfeld erzählen. Wissenschaft sei »Rhetorik und die Kunst, die maßgeblichen sozialen AkteurInnen glauben zu machen, dass das fabrizierte Wissen ein Weg zu einer begehrten Form sehr objektiver Macht« sei. Artefakte und Fakten seien Bestandteile dieser machtvollen Kunst der Rhetorik:

»In seinem Bestehen auf der rhetorischen Natur von Wahrheit, einschließlich derjenigen der Wissenschaften, verbündet sich das Strong Program der Wissenssoziologie mit den reizenden und garstigen Instrumenten von Semiotik und Dekonstruktion. Geschichte ist eine Erzählung, die sich die Fans westlicher Kultur gegenseitig erzählen, Wissenschaft ist ein anfechtbarer Text und ein Machtfeld, der Inhalt ist die Form. Basta.« (1995b: 75)

Deutlich verknüpft Haraway hier die sozialkonstruktivistische Perspektive mit der »dekonstruktivistischen«, denn einerseits betrachtet sie Wissenschaft als ein »Spiel« oder einen Kampfplatz, auf dem mithilfe

von Erzählungen um Durchsetzung gerungen wird, andererseits als »Text und Machtfeld«, also als eine Struktur.

Der Gedanke, dass in der Wissenschaft Erzählungen geboten werden, ist schon im *Streit um die Natur der Primaten* zu finden. Dort hatte Haraway aufgezeigt, dass an den Primaten jeweils das beobachtet/ gesehen wurde, was in der öffentlichen Auseinandersetzung über die »Natur« der Frauen, über Elternschaft und Gewalt gerade diskutiert wurde (1995c: 138). Die Primatenforschung sei sozusagen ein Spiegel der politischen Diskussion über die Reproduktion. Da die »Entdeckungen« zu den Geschlechterverhältnissen bei den Primaten ebenso zur Stabilisierung wie zur Veränderung der sozialen Verhältnisse beitragen könnten, sei es wichtig, dass Feministinnen sich engagierten. Als »Moral« ihres Beitrags formuliert sie, Feministinnen sollten darum kämpfen, »Geschichten zu erzählen und die historischen Bedingungen für das Entwerfen von Erzählmustern festzulegen« (ebd. 158). Es sei wichtig, »auf der Demystifizierung der in öffentlichen Diskursen auftauchenden wissenschaftlichen Bedeutungen« zu insistieren, denn es seien »Menschen, die innerhalb eines bestimmten historischen Rahmens die Bedeutungen herstellen. Das liegt in der Natur der Primaten« (ebd. 159). Deutlich ist zu erkennen, dass sie die Wissenschaft als einen Ort, an dem Bedeutungen »konstruiert« werden und um deren Durchsetzung gekämpft wird, betrachtet. Deshalb rät sie den Feministinnen, sich in die Auseinandersetzungen einzumischen, die alten Erzählmuster anzufechten und neue zu etablieren. In diesem Aufsatz schreibt sie einleitend: »Sprache lässt uns Dinge benennen, Bedeutungen erzwingen, Gegensätze erschaffen und damit menschliche Kultur hervorbringen.« (Ebd. 123) Sie betrachtet Sprache und Sprechen als »kreatives Mittel«. Bezogen auf meine oben aufgezeigten Überlegungen lässt sich folgern, dass sie hier im Sinne der »ersten linguistischen Wende« argumentiert: Dinge werden benannt. Ob es diese überhaupt gibt, wird dabei nicht infrage gestellt. Im *Manifest* dagegen argumentiert sie im Sinne der »zweiten linguistischen Wende«, denn nun behauptet sie, dass die Beschreibung der Welt insgesamt ein »Kodierungsproblem« sei (vgl. 1995a: 51). Es scheint also, dass Haraway inzwischen die Annahme »roher Tatsachen« ablehnt und davon ausgeht, dass »alles« konstruiert ist. Damit erklärt sich, dass ihre Cyborg-Figur sowohl zur Beschreibung der Realität als auch zu ihrer Veränderung dienen soll, denn der Unterschied zwischen Faktum und Fiktion wird nun obsolet. Nicht die Tatsache, ob es die Cyborg gibt, ist von Interesse, sondern nur die Frage, ob die Erzählung von der Cyborg durchgesetzt werden kann oder nicht. Insofern scheint das *Manifest für Cyborgs* der Versuch zu sein, ein neues Erzählmuster einzuführen und durchzusetzen. Aber plädiert Haraway wirklich für das Erfinden neuer

Erzählmuster oder Geschichten? Dies lässt sich anhand ihres Konzepts des »Wiedererzählens«, das eine Ähnlichkeit zu Butlers Konzept des Wiederholens aufweist, klären.

Haraway spricht einerseits vom »Wiedererzählen«, andererseits vom »Neu kodieren«, wie sich an folgender Aussage ablesen lässt:

»Im Wiedererzählen der Ursprungserzählungen untergraben die Cyborg-AutorInnen die zentralen Mythen vom Ursprung der westlichen Kultur. Wir alle sind durch diese Ursprungserzählungen und deren Sehnsucht nach Erfüllung in der Apokalypse kolonisiert worden. [...] Die Geschichten feministischer Cyborgs haben die Aufgabe, die Kommunikation und Intelligenz *neu zu kodieren*, um Kommando und Kontrolle zu untergraben.« (1995a: 64, Hervorh. U.M.)

Dabei spricht sie auch vom »Ergreifen der Werkzeuge«: »Das Schreiben der Cyborgs handelt vom Willen zum Überleben, nicht auf der Grundlage ursprünglicher Unschuld, sondern durch das Ergreifen eben jener Werkzeuge, die die Welt markieren, die sie als Andere markiert hat.« (Ebd.) Auch Butler wird später schreiben: »Es gibt nur ein Aufgreifen von Werkzeugen dort, wo sie liegen, wobei dieses Aufgreifen gerade durch das Werkzeug, das dort liegt, ermöglicht wird.« (GT 213f.) Hier tauchen fast identische Formulierungen auf. Ist dies ein Indiz dafür, dass Haraway wie Butler einen »dekonstruktivistischen« Ansatz vertritt? Haraway unterscheidet nicht zwischen wieder- und neu erzählten Geschichten, denn sie fügt hinzu: »Diese Werkzeuge sind häufig wieder- und neu erzählte Geschichten, Versionen, die die hierarchischen Dualismen naturalisierter Identitäten verkehren und verrücken.« (1995a: 64) Sie betont also sowohl den repetitiven als auch den kreativen Aspekt des Erzählens. Butler hingegen ist, wie oben aufgezeigt, skeptisch gegenüber dem kreativen Aspekt des Sprechens. Im »Streit um Differenz« argumentiert sie, die Jagd nach dem »Neuen« sei ein Anliegen der Hochmoderne, nicht der Postmoderne, denn diese ziehe die Möglichkeit eines »Neuen«, das nicht bereits irgendwie im »Alten« enthalten sei, grundsätzlich in Zweifel (vgl. SD 36).

Es mag sein, dass Haraway nicht zwischen dem Wieder- und dem Neu-Erzählen unterscheidet, weil sie damit die Wiederholung alter Erzählungen auf neue Weise meint. Worin aber besteht dann genau das Neue? Es liegt offensichtlich in der »neuen« Art, das Subjekt zu denken, nämlich als gespaltenes Subjekt, das »in allen seinen Gestalten partial und niemals abgeschlossen, ganz, einfach da oder ursprünglich« ist, sondern »immer konstruiert und unvollständig zusammengeflochten, und deshalb fähig zur Verbindung mit anderen und zu einer gemeinsamen

Sichtweise ohne den Anspruch, jemand anders zu sein« (vgl. 1995b: 86). Diese »Verbindung zu anderen« ist ihr dabei wichtig. Möglicherweise reagiert Haraway damit auf die Imperialismus-Kritik »nicht-westlicher« Feministinnen, denn an dieser Stelle nimmt sie Bezug auf Mohantys Kritik an der »essentialisierten Dritte-Welt-Frau«. Im *Manifest* schreibt sie zudem über die Notwendigkeit einer neuen feministischen Theoriebildung:

»Weiße Frauen, auch die sozialistischen Feministinnen, entdeckten (d.h. sie sind handgreiflich und lautstark darauf aufmerksam gemacht worden), dass die Kategorie ›Frau‹ keineswegs unschuldig ist. [...] Cyborgfeministinnen müssen geltend machen, dass ›wir‹ keine naturale Matrix der Einheit mehr wollen und dass keine Konstruktion ein Ganzes umfasst.« (1995a: 44)

Dabei thematisiert sie auch die Mitverantwortung und Mitschuld der (westlichen) Feministinnen:<sup>22</sup>

»Ich denke jedoch, dass wir durch die unreflektierte Partizipation an den Logiken, Sprachen und Praktiken des weißen Humanismus und durch die Suche nach einem einzigen Grund von Herrschaft, um uns unserer revolutionären Stimme zu versichern, zumindest mitschuldig [an der Produktion essentialistischer Theorien] sind.« (Ebd. 48)

Um nicht weiterhin »mitschuldig« zu sein, gelte es zu erkennen, dass Wissenschaft ein »mächtiges Instrument zur Durchsetzung von Bedeutungen« und dieses Instrument auch von Feministinnen zu nutzen sei, allerdings in neuer Weise.

An dieser Stelle lässt sich fragen: Geht Foucault davon aus, dass Wissenschaftler die Wirklichkeit durch eine veränderte Beschreibung verändern können/sollen? Ist der Gedanke, dass Wissenschaftler Verantwortung für ihre Beschreibungen oder Theorien zu übernehmen hätten, auch bei ihm zu finden? Diese Frage ist insofern wichtig, als dadurch die oben aufgezeigte Frage, ob Haraway Foucaults Ansatz erweitert oder umdeutet, zu klären ist.

Im ersten Kapitel habe ich aufgezeigt, dass für Foucault die Veränderung, die Diskontinuität in der Art und Weise, wie über den Sex ge-

---

22 In der Klammer macht Haraway – anders als Butler – deutlich, dass diese Kritik »lautstark« und »handgreiflich« vorgebracht wurde und dass die »westlichen« Feministinnen sozusagen gezwungen wurden, die Kritik ernst zu nehmen. Bedeutet das nicht auch, dass sie ohne diese laute Kritik sich vielleicht gar nicht um einen Neuanatz bemüht hätten?



sprochen wurde, wichtig ist. Er untersucht die Art und Weise, wie die Menschen dazu gebracht wurden, auf sich selbst zu achten. Dabei zitiert er auch bestimmte Autoren. Doch er beschreibt die Veränderung nicht in der Weise, dass diese (oder ihre Werke) verändernd »gewirkt« hätten. Vielmehr argumentiert er umgekehrt: Er führt die Werke als Indiz dafür anführt, dass sich die Art und Weise, sich um sich selbst zu sorgen, verändert hat. Pointierter formuliert: Er zeigt, dass sich etwas verändert hat, aber er erklärt dies nicht *durch* bestimmte Werke, sondern belegt dies *anhand* bestimmter Werke und Autoren. Er denkt die Veränderung also nicht personal und nicht als Folge der Kämpfe unter den Wissenschaftlern oder Autoren um die Deutungsmacht, denn er lehnt es gerade ab, von der »Stifterfunktion« des Subjekts auszugehen. Haraway aber hält an dieser Funktion des Subjekts fest: Die Welt spreche weder selbst, noch verschwinde sie zugunsten eines »Meister-Dekodierers« (vgl. ebd. 94). Außerdem weist sie daraufhin, dass wir uns zwar nicht selbst präsent seien (ebd. 85), dass daraus aber nicht auf den »Tod des Subjekts« zu schließen sei:

»Die Jungs in den Humanwissenschaften haben diesen Zweifel an der Selbstpräsenz den ›Tod des Subjekts‹ genannt, dieser singulären Kommandozentrale des Willens und des Bewusstseins. Dieses Urteil wirkt auf mich bizarr. Ich ziehe es vor, diesen generativen Zweifel als Freigabe von nichtisomorphen Subjekten, AgentInnen und narrativen Bereichen zu bezeichnen, die aus der Perspektive des zyklischen, seiner selbst überdrüssigen Auges des Meister-subjekts nicht vorstellbar sind.« (Ebd. 86)

Hier wird deutlich, dass sie es für problematisch hält, vom »Tod des Subjekts« auszugehen. Das heißt: Sie will nicht auf die Annahme der Handlungs- und Schuldfähigkeit des Subjekts verzichten und lehnt es ab, das Subjekt nur als »Effekt« zu betrachten. In dieser Hinsicht distanziiert Haraway sich also deutlich von Foucault.<sup>23</sup>

Das bedeutet zugleich aber auch, dass Butler sich wiederum in diesem Punkt von Haraway distanziiert, denn wie ich oben aufgezeigt habe, betrachtet sie wie Foucault das Subjekt als »Effekt«. Das Subjekt sei immer schon »unterworfen (*subjected*), bevor es eine Position offen artikuliert oder anderen entgegensetzt«, die Macht sei nicht nur eine Bezie-

23 Haraway bezieht sich hier nicht explizit auf Foucault, sondern schreibt nur ironisch von den »Jungs in den Humanwissenschaften«. Dass sie damit vor allem Foucault meint, ist daran zu erkennen, dass sie vom »Tod des Subjekts« spricht. Dieser Ausdruck wurde von ihm geprägt (vgl. Schmid 2000: 113ff.). Im Übrigen bezieht sich auch Butler im »Streit um Differenz« auf Foucaults Gedanken des »Todes« des Subjekts (vgl. SD 47).

hung zwischen Subjekten, sondern »das Prinzip und die Möglichkeit der Formation« (vgl. SD 58). Insofern lässt sich folgern, dass Haraway einen sozialkonstruktivistischen Ansatz vertritt, weil sie auf der Handlungsfähigkeit des Subjekts insistiert. Anders formuliert: Während Butler einen »dekonstruktivistischen« Ansatz vertritt, vertritt Haraway keinen »dekonstruktivistischen« Ansatz. Ihre Schriften sind zwar durchzogen vom poststrukturalistischen Vokabular, doch bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass sie dieses Vokabular wählt, um in den konstruktivistischen Ansatz eine machtkritische Perspektive einzuarbeiten. Da sie aber, wie oben aufgezeigt, die »Machtstrategien« auf Interaktionen bezieht, hat ihre Machtkritik wenig mit Foucaults Machtbegriff zu tun. Diese ist daher eher als »Herrschaftskritik« zu bezeichnen. Hier ist es sinnvoll, zwischen »Macht« und »Herrschaft« zu unterscheiden.

Foucault definiert »Macht« als eine unpersönliche Struktur. Unter »Macht« sei »die Vielfältigkeit von Kräfteverhältnissen, die ein Gebiet bevölkern und organisieren« zu verstehen (vgl. WW 113). Macht sei »der Name, den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt« (WW 114). Und die Machtausübung sei als »ein Ensemble von Handlungen in Hinblick auf mögliche Handlungen« zu betrachten.

»[Die Machtausübung] ist von sich aus weder eine Gewalt, die sich bisweilen zu verstecken weiß, noch ein Konsens, der sich aus sich selbst erneuert. Sie ist ein Ensemble von Handlungen in Hinsicht auf mögliche Handlungen; sie operiert auf dem Möglichkeitsfeld, in das sich das Verhalten der handelnden Subjekte eingeschrieben hat.« (1994: 255)

»Herrschaft« wiederum bezieht er eher auf die Kämpfe zwischen den »Subjekten in ihren gegenseitigen Beziehungen«.<sup>24</sup>

»Das Hauptziel dieser Kämpfe ist nicht so sehr der Angriff auf diese oder jene Machtinstitution, Gruppe, Klasse oder Elite, sondern vielmehr auf eine Technik, auf eine Form von Macht. Diese Form von Macht wird im unmittelbaren Alltagsleben spürbar, welches das Individuum in Kategorien einteilt, ihm seine Individualität auferlegt, es an seine Identität fesselt, ihm ein Gesetz der Wahrheit auferlegt, das es anerkennen muss und das andere an ihm anerkennen

---

24 »Unter Herrschaft verstehe ich nicht die massive Tatsache einer globalen Herrschaft eines einzigen über alle anderen, oder einer Gruppe über eine andere, sondern die vielfältigen Formen der Herrschaft, die im Innern einer Gesellschaft ausgeübt werden können. Ich meine also nicht den König in seiner zentralen Position, sondern die Subjekte in gegenseitigen Beziehungen.« (Foucault 1978: 79)

müssen. Es ist eine Machtform, die aus Individuen Subjekte macht.« (Ebd. 246)

Für Foucault legt die Macht die Bedingungen für die Handlungsmöglichkeiten des Subjekts fest. Sie wirke »auf ein oder mehrere handelnde Subjekte ein, und dies, sofern sie handeln oder zum Handeln fähig sind. Ein Handeln auf Handlungen« (ebd. 255). Später wird sich zeigen, dass er, um diese Macht zu analysieren, vorschlägt, die »Formationsregeln« herauszufinden:

»In der Analyse, die hier vorgeschlagen wird, haben die Formationsregeln ihren Platz nicht in der ›Mentalität‹ oder dem Bewusstsein der Individuen, sondern im Diskurs selbst; sie auferlegen sich folglich gemäß einer Art uniformer Anonymität allen Individuen, die in diesem diskursiven Feld sprechen.« (AW 92)

Hier ist festzuhalten, dass Foucaults Analyse sich nicht für die Interaktion zwischen den Individuen, ihre Kämpfe um die Durchsetzung von Erzählungen interessiert, sondern für das »Möglichkeitsfeld«, in dem die Subjekte handeln. Auch Butler wird sich kaum für die Interaktion zwischen den Subjekten interessieren, sondern fast ausschließlich für die Möglichkeiten des Handelns als Subjekt. Und während Butler mit Foucault das Handeln der Subjekte durch das Einwirken der Macht erklärt, erklärt Haraway es letztlich durch seine Kompetenz zum Konstruieren. Wenn also für Haraway Wissenschaft ein »Machtfeld« ist, meint sie damit im Grunde ein für die Konstruktion der Wirklichkeit zentrales Interaktionsfeld. Ihr Feldbegriff bezieht sich also nicht auf das Feld des Diskurses<sup>25</sup>, denn wenn sie davon ausgeht, dass die in diesem Feld operierenden Subjekte oder Aktanten in vielfältige Machtbeziehungen verstrickt sind, versteht sie »Macht« nicht als eine Kraft, die auf das Handeln der Subjekte »einwirkt«, sondern eher als »Deutungsmacht«, um die die Akteure im Interaktionsfeld Wissenschaft streiten.

Damit zeigt sich deutlich, dass Haraway und Butler zwar ein ähnliches Anliegen haben, aber unterschiedliche Ansätze vertreten. Es lassen sich fast identische Formulierungen in ihren Schriften finden, aber

---

25 Allerdings verwendet Haraway den Diskursbegriff absichtsvoll in einer anderen Bedeutung: »Die Metapher des Diskurses ist mir in gewisser Hinsicht unbehaglich, weil sie die Sprache als Zentrum von allem anderen privilegiert. Ich versuche, die Werkzeugkiste offener zu halten. Ich will herausfinden, wer und was auf dem Schauplatz des Konstitutionsprozesses aktiv ist. [...] Ich benutze den Begriff der diskursiven Konstruktion und verschiebe seine Bedeutungen auf nicht-linguistische Objekte und Praktiken.« (1995: 108)

sie gehen von einer unterschiedlichen Konstitution des Subjekts aus. Hier ist es wichtig, zwischen »Anliegen« und »Ansatz« zu unterscheiden. Während »Anliegen« auf die Zielsetzung, das politische Anliegen, verweist, ist »Ansatz« im Sinne eines Modells, das die Grundannahme über den Untersuchungsgegenstand (oder die »Verhältnisse«) enthält, zu verstehen. Oben habe ich angemerkt, dass naturwissenschaftliche Konstruktivisten viel deutlicher als sozialwissenschaftliche auf den Modellcharakter ihrer Grundannahmen hinweisen. »Ansatz« bezieht sich also auf das Modell, das Aussagen darüber enthält, welche Entitäten (Subjekte, Objekte, »Tatsachen« etc.) wie betrachtet werden.

### Exkurs: Zur Kombination der Ansätze

An dieser Stelle habe ich eine Art Bewertung der Ansätze vorgenommen, denn wie zu Beginn dieses Kapitels aufgezeigt, habe ich die verschiedenen konstruktivistischen Ansätze genauer betrachtet, um herausfinden, mit welchem dieser Ansätze ich arbeiten müsste, um der »Essentialismus«-Kritik Butlers Rechnung tragen zu können. Inzwischen zeichnete sich ab, dass ich dazu Butlers »dekonstruktivistischen« Ansatz wählen müsste. Hier möchte ich erwähnen, dass diese Entscheidung nicht gleichbedeutend ist mit dem Urteil, dieser sei der beste. Wenn die Annahme einer objektiven Wirklichkeit infrage gestellt wird, ist die Frage, ob es einen guten oder schlechten Ansatz gibt, nur noch in Hinblick auf das, was der jeweilige Ansatz leistet, zu beantworten. Deshalb sei betont: Auch der »dekonstruktivistische« Ansatz kann keine Lösung für alle Probleme bieten, auch dieser hat Stärken und Schwächen. So macht es Sinn, die Stärken und Schwächen einerseits des konstruktivistischen, andererseits des »dekonstruktivistischen« Ansatzes herauszustreichen.

Wie Butler aufgezeigt hat, besteht die Schwäche der sozialkonstruktivistischen Ansätze darin, dass die »vor« oder außerhalb der sozialen Interaktion liegenden Ausschlüsse nicht thematisiert werden können. Das lässt sich anders formulieren: Vielleicht liegt die Stärke des »dekonstruktivistischen« Ansatzes darin, diese Ausschlüsse zu zeigen, während die Stärke sozialkonstruktivistischer Ansätze darin besteht zu zeigen, wie und wo um Definitionsmacht gestritten wird und/oder Ausgrenzung erfolgt. Das wiederum deutet vielleicht darauf hin, dass die Schwäche des »dekonstruktivistischen« Ansatzes darin besteht, dass die konkreten sozialen Ausgrenzungsprozesse nicht in den Blick genommen werden können. Hier ist zwar noch genauer zu klären, worin der Unterschied zwischen »Ausgrenzung« und »Ausschließung« besteht, aber inzwischen deutet sich an, dass »Ausgrenzung« auf die Interaktion, »Aus-

schließung« hingegen auf den Diskurs bezogen ist und ohne ausgrenzende Subjekte zu denken ist.

Es könnte sein, dass Haraway deshalb versucht hat, eine Synthese aus beiden Ansätzen zustande zu bringen und sie in den sozialkonstruktivistischen Ansatz eine machtkritische Perspektive eingearbeitet hat. Es wäre schon wünschenswert, die Schwäche des einen durch die Stärke des anderen zu kompensieren. Aber wie sich gezeigt hat, gibt Haraway keine Synthese oder Mischform aus beiden Ansätzen, denn an entscheidender Stelle, nämlich dort, wo es um die Handlungsfähigkeit des Subjekts geht, distanziert sie sich von Foucault und hält an der »Stifterfunktion« des Subjekts fest. Wie ich oben bereits anhand der feministischen *agency*-Diskussion aufgezeigt habe, halte ich es nicht für möglich, das Subjekt gleichzeitig als »Konstrukteur« und als »Effekt« zu betrachten. So ist eine Mischform aus beiden Ansätzen wegen der unterschiedlichen Konstitution des Subjekts kaum denkbar.

Aber wäre es nicht doch möglich, beide Ansätze so zu kombinieren, dass eine Aussage nicht gleichzeitig, aber nacheinander aus konstruktivistischer und aus »dekonstruktivistischer« Perspektive betrachtet wird? Vielleicht gibt es ja einen Zusammenhang zwischen dem Streit um die Definitionsmacht in Interaktionen und den Ausschließungen im Diskurs? Immerhin betrachtet Foucault die »unmittelbaren Kämpfe« als Kämpfe gegen Machtwirkungen.

Diese Überlegungen sind während meiner empirischen Untersuchung entstanden, denn in meinem Datenmaterial gibt es viele Indizien dafür, dass es einen Zusammenhang zwischen der Interaktion zwischen Interviewerin und Interviewten und den Irrtumsdarstellungen gibt (vgl. dazu MB, Kap. 2.2.1). Das Ergebnis sei schon hier angedeutet: Ich habe später herausgefunden, dass eine diskurstheoretische Analyse von Interviews, in der nach »Formationsregeln« gesucht wird, eine interaktions-theoretische Analyse zur Voraussetzung hat. Dies werde ich weiter unten ausführlich darstellen.

Hier ist noch darauf hinzuweisen, dass die Auseinandersetzung mit Haraways Cyborg-Figur hilfreich war, um die Möglichkeit, das Hybride bzw. Mischformen zu theoretisieren, zu erkunden. Im Folgenden wird darzustellen sein, welche Aussagen zum Hybriden in sozialkonstruktivistischen Ansätzen einerseits, im »dekonstruktivistischen« Ansatz andererseits zu machen sind.

## Das Hybride in (»de«-)konstruktivistischen Ansätzen

Wie aufgezeigt, dient Haraways Cyborg-Figur, »eine Hybride, Mosaik, Chimäre« (1995a: 67), sowohl der Beschreibung als auch der Veränderung der Verhältnisse. Diese taucht aber sozusagen erst spät in ihren Schriften auf. In ihrer Geschichte der Primatenforschung z.B. beschreibt Haraway weder, dass es Hybridformen unter den Primaten gebe, noch dass WissenschaftlerInnen hybride Positionen zwischen den unterschiedlichen Primatologen-»Linien« eingenommen hätten. Das Hybride ist also nicht in ihren analytischen Arbeiten zu finden, und insofern ist die Cyborg-Figur keine notwendige Konsequenz aus ihrer Analyse, sondern eher eine Figur, die »von außen« kommt und der neuartigen Beschreibung dient.

Die Cyborg ist in dreifacher Hinsicht eine Mischform: zum einen eine Mischung aus Mensch und Maschine<sup>26</sup>, zum anderen ein »Geschöpf in einer Post-Gender-Welt« (ebd. 35), also eine Mischung aus »weiblich« und »männlich«, schließlich eine Mischung aus »weiß« und »schwarz«, denn Haraway schreibt, es gebe keine »essentiellen Kriterien« für eine solche Zuordnung (ebd. 41). Wenn sie schreibt, die Cyborg könne einen Ausweg aus dem »Labyrinth der Dualismen« weisen (ebd. 71), ist zu erkennen, dass sie diese Dualismen mithilfe der Cyborg-Figur außer Kraft setzen will.

An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass Haraway einerseits Dualismen scharf kritisiert, andererseits selbst mit diesen arbeitet, denn in ihren Schriften sind zahlreiche »dichotome Tabellen« zu finden.<sup>27</sup> In *Situiertes Wissen* z.B. gibt sie folgende Übersicht (1995b: 88):

---

26 »Im Verhältnis von Mensch und Maschine ist nicht klar, wer oder was herstellt und wer oder was hergestellt ist.« (1995a: 67) Dazu eine Anmerkung: Haraways Cyborg-Feminismus wurde vor allem deshalb diskutiert, weil sie das Subjekt als Mischung aus Mensch und Maschine thematisiert. Aber ist dies wirklich ein wichtiger Aspekt? Ist es für ihren Ansatz wichtig, ob sie den Maschinen eine Eigenaktivität zuschreibt oder nicht? Wenn sie die Konstruktionen der WissenschaftlerInnen und ihre Durchsetzung auf dem »Markt« für entscheidend hält, lässt sich folgern, dass es ihr nicht so sehr um die Interaktion zwischen Mensch und Maschine (wie bei Latour) geht, sondern vor allem um die Interaktion zwischen WissenschaftlerInnen.

27 Auch ich halte derartige Tabellen für hilfreich, denn Unterscheidungen sind notwendig, ohne sie ist, wie die Radikalen Konstruktivisten gelehrt haben, Wahrnehmung gar nicht möglich.

»Universelle Rationalität	Ethnophilosophien <sup>28</sup>
gemeinsame Sprache	Vielsprachigkeit
Neues Organon	Dekonstruktion
Einheitliche Feldtheorie	Oppositionelle Positionierung
Weltsystem	Lokales Wissen
Meistertheorie	Verwobene Darstellungen«

Kurz darauf ist folgende Tabelle, durch die sie ebenfalls die Umstellung der Perspektive in der Analyse verdeutlichen will, zu finden (ebd. 90):

»Wissen : Gemeinschaft	::	Wissen : Macht
Hermeneutik : Semiologie	::	Kritische Interpretation : Codes«

Hierzu ein kurzer Kommentar: Die Begriffe »Dekonstruktion« in der rechten Spalte der ersten und »Wissen : Macht« in der der zweiten Tabelle verweisen auf machtkritische Analysen im Sinne Foucaults. Wenn Haraway aber anzeigt, dass die »Meistertheorie« (in der linken Spalte der ersten Tabelle) durch »verwobene Darstellungen« ersetzt würde, ist zu betonen, dass letztere in Foucaults Ansatz nicht vorkommen. Der durchgängige Aspekt der Begriffe in der rechten Spalte ist zwar die Distanzierung von Totalitätsvorstellungen, ein Gedanke, der für Foucault wichtig ist, aber die Betonung der Pluralisierung, Partialisierung und Fragmentierung ist bei ihm nicht zu finden. Er spricht nicht von Fragmentierungen, wohl aber von Vervielfältigungen. Diese sind für ihn aber kein Merkmal einer bestimmten Epoche, sondern zu jeder Zeit zu finden. Außerdem knüpft er an diesen Vervielfältigungen an, um die Veränderungen im Diskurs zu erklären, wie ich weiter unten aufzeigen werde.

28 Angemerkt sei, dass in den 70ern in den USA – nicht in Europa, den alten Kolonialmächten – zahlreiche Ansätze mit dem Präfix »Ethno-« entwickelt wurden, »Ethnotheorie«, »Ethnographie des Sprechens«, »Ethnomethodologie« etc. Diese Entwicklung war aufs Engste mit der Umstellung auf eine Fokussierung der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit verknüpft: Wenn davon ausgegangen wird, dass die Wirklichkeit sozial konstruiert wird, liegt die Folgerung, dass es vielfältige Wirklichkeiten gibt, dass also Wirklichkeit in den Plural zu setzen ist, nahe. Inzwischen ist jedoch ein *backdrop* dieser Ansätze festzustellen. Nur die Ethnomethodologie, in der zunächst nur die universalpragmatischen, weniger die unterschiedlichen Methoden der Herstellung analysiert werden sollten, scheint weiterhin von Bedeutung zu sein. Ausserdem ist »Ethno-« in der Methode des »Ethnographischen Schreibens«, die Hirschauer neuerdings als eigenständige Methode der Beschreibung etablieren will, enthalten (vgl. Hirschauer 2001).

An dieser Stelle möchte ich noch darauf hinweisen, dass Haraways Neuansatz nicht wirklich aus den bestehenden Verhältnissen herausführen kann. Sie will zwar mithilfe der Cyborg-Figur eine neue Erzählung etablieren, aber bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass ihr Gegen- oder Neuentwurf auf den »alten« bzw. die »alte« Sprache bezogen bleibt. Dies lässt sich z.B. daran ablesen, dass Haraway die Cyborg-Figur durchgängig mit christlichen Metaphern beschreibt. Hierfür seien drei Beispiele angeführt:

»Im Unterschied zu Frankensteins Monster erhofft sich die Cyborg von ihrem Vater keine Rettung durch die Wiederherstellung eines paradiesischen Zustands. [...] Die Cyborg würde den Garten Eden nicht erkennen, sie ist nicht aus Lehm geformt und kann nicht davon träumen, wieder zu Staub zu werden.« (1995a: 36)

»Wir [Frauen] sind uns auf qualvolle Weise bewusst, was es heißt, einen historisch konstruierten Körper zu haben. Aber mit dem Verlust der Unschuld unseres Ursprungs gibt es auch keine Vertreibung mehr aus dem Paradies. Denn unsere Politik büßt mit der Vergebung der Schuld auch die Naivität der Unschuld ein.« (Ebd. 43)

»Ein Cyborg-Körper ist nicht unschuldig, Cyborgs sind in keinem Eden geboren, sie suchen sich keine eindeutige Identität und erzeugen somit keine antagonistischen Dualismen ohne Ende (oder bis ans Ende aller Tage); Ironie ist für sie selbstverständlich. Eins ist zu wenig und Zwei sind nur eine Möglichkeit. Intensive Lust auf Geschicklichkeit, auf automatenhafte, technologisch vermittelte Geschöpflichkeit hört auf, eine Sünde zu sein und verwandelt sich in einen Aspekt der Verkörperung.« (Ebd. 70)

In all diesen Aussagen ist die (An-)Klage, dass die christliche Religion die Menschen, insbesondere Frauen, »verletzt« und deformiert habe, herauszulesen. Versucht Haraway dann nicht vor allem, mithilfe der Cyborg-Figur aus den christlichen Dualismen auszusteigen?<sup>29</sup> Sie plädiert zwar für ein Aussteigen aus diesen Dualismen, aber sie bleibt der christlichen Sprache und ihren Bildern verhaftet:

»Die Metaphorik der Cyborgs kann uns einen Weg aus dem Labyrinth der Dualismen weisen, in dem wir uns unsere Körper und Werkzeuge erklärt haben. Dies ist kein Traum einer gemeinsamen Sprache, sondern einer mächtigen, ungläubigen Vielzüngigkeit. Es ist eine mögliche Imagination einer Feminis-

---

29 Die Cyborg-Figur ist zwar, wie in Hackings Ausführungen deutlich geworden ist, keine »Erfindung« Haraways, aber sie lädt sie mit christlichen Bildern auf.



tin, die in Zungen redet und dabei scharfzünftig genug ist, den Schaltkreisen der Super-Retter der Neuen Rechten Angst einzuflößen.« (Ebd. 72)

Bei einer derartigen Charakterisierung der Cyborg kann sie nur schwer damit rechnen, dass »nicht-westliche« Feministinnen sich angesprochen fühlen. Auch wenn sie versucht, sich von den christlichen Bildern dadurch zu distanzieren, dass sie eben diese benutzt und lächerlich macht, müssen die Bilder für diejenigen, für die z.B. das Pfingstgeschehen keine Bedeutung hat, nicht »Vielzüngigkeit«, sondern Einzüngigkeit bedeuten. So wundert es nicht, dass die Cyborg-Figur nicht für die Thematisierung der Hybridität z.B. in den *Postcolonial Studies* aufgenommen wurde.<sup>30</sup>

### Das Hybride als »Effekt der Kolonialmacht«

Fast gleichzeitig mit Haraways *Manifest* veröffentlichte Homi Bhaba (1985) das Hybridkonzept. Es gab also in den *Gender Studies* und in den *Postcolonial Studies* fast gleichzeitig das Interesse, das Hybride in die Theoriebildung aufzunehmen. Doch während Haraways Cyborg-Figur der »besseren« Beschreibung oder Konstruktion der Realität dienen soll, ist für Bhaba das Hybride sozusagen bereits in der Welt. Es entsteht für ihn durch die Kolonialmacht, also durch diskriminierende und deformierende Machtverhältnisse (vgl. 1985: 35). Das Hybride ist also nicht wie bei Haraway ein Konstrukt im Dienste der Wissenschaft, sondern verweist auf Unterdrückungsverhältnisse. Er schlägt vor, die Macht, die in der »Produktion der Hybridisierung« (*production of hybridization*) wirke, zu analysieren (ebd. 35). Diese Aussage ist insofern wichtig, als sich daran die Frage anschließen lässt, ob Bhaba einen konstruktivistischen oder einen »dekonstruktivistischen« Ansatz vertritt. Und dies wiederum ist wichtig, um zu beurteilen, mit welchem Subjektbegriff sein Hybridkonzept verbunden ist.

Dazu ist zunächst auf seine Kritik an »Western post-structuralists« hinzuweisen. Er schreibt, es sei notwendig, eine »theory of hybridization« of discourse and power that is ignored by Western post-structuralists who engage in the battle for »power« as the purists of difference« zu entwickeln (vgl. ebd. 34). Deutlich distanziert er sich von »westlichen Poststrukturalisten«. Auch wenn er vorschlägt, die »Wirkung« der Kolonialmacht zu analysieren, scheint dies eher auf einen sozialkonstruktivistischen

30 In der Folge wird in der feministischen Diskussion zwar häufig von »brüchigen Identitäten« die Rede sein (vgl. Min-ha 1996), die neue Erzählung der Cyborg hat aber nur bei den »Cyborg-Feministinnen« Anklang gefunden.

vistischen als einen »dekonstruktivistischen« Ansatz hinzuweisen, denn wie oben aufgezeigt, ist die Wirkungsanalyse nur für erstere wichtig. Gleichzeitig plädiert er aber für eine Analyse der Macht des Diskurses, durch die das Hybride als »Effekt« hervorgebracht werde, und dies deutet auf einen »dekonstruktivistischen« Ansatz hin. Aber was genau meint er mit *effect*? Bezeichnet er damit die Wirkung von Handlungen oder Konstruktionen oder die Wirkung der Macht im Sinne Foucaults, die produktiv und formativ ist? Es fällt schwer, dies eindeutig zu entscheiden, zumal er nicht deutlich zwischen dem Hybriden als Produkt (oder »Effekt«) und dem Prozess der Hybridisierung unterscheidet. Dies kann Absicht sein, es könnte sein, dass er absichtsvoll nicht zwischen *fact* und *fiction* unterscheidet. Das wiederum würde bedeuten, dass er wie Haraway einen konstruktivistischen Ansatz vertritt. Dagegen spricht jedoch, dass für Bhaba die koloniale Macht so offensichtlich ist, dass er das Hybride als Realität – und nicht als Konstruktion – beschreibt. Aber bedeutet dies nicht, dass er weder einen konstruktivistischen noch einen »dekonstruktivistischen«, sondern einen realistischen Ansatz vertritt?

Wenn man Bhabas Kritik an »westlichen Poststrukturalisten« betrachtet, fällt auf, dass er diese kritisiert, weil er es nicht für möglich hält, das Hybride in diesem Ansatz zu theoretisieren. Seine Kritik ist insofern berechtigt, als sowohl in Foucaults als auch Butlers Schriften das Hybride kaum vorkommt. Aber bedeutet dies, dass es in diesem Ansatz grundsätzlich nicht theoretisiert werden kann? Diese Frage ist in Hinblick auf meine Forschungsfrage wichtig. Schon hier sei darauf hingewiesen, dass ich es prinzipiell für möglich halte, dass es dazu aber notwendig ist, den »dekonstruktivistischen« Ansatz zu erweitern. Wie diese Erweiterung vorzunehmen ist, werde ich später darlegen. Hier ist noch zu erwähnen, dass ich von Bhaba die Anregung, das Hybride im Zusammenhang mit dem Machtaspekt zu betrachten, übernommen und darauf geachtet habe, das Entstehen von Hybridformen nicht durch die freie Wahl der Subjekte, sondern durch »die Macht« zu erklären, also das Hybride im Rahmen der Handlungsmöglichkeit, nicht der Handlungsfähigkeit des Subjekts zu betrachten.

Noch ein weiterer Aspekt sei erwähnt: Sowohl Haraway und Butler als auch Bhaba sehen in der »Subversion« eine Möglichkeit zur Veränderung. Bhaba z.B. schreibt, das Hybride sei auch das Feld für das Eingreifen: »It reveals the ambivalence at the source of traditional discourses on authority and enables a form of subversion, founded on that uncertainty, that turns the discursive conditions of dominance into the grounds of intervention.« (Ebd. 35) Er spricht also ähnlich wie Haraway (und später Butler) von der Notwendigkeit des Eingreifens und der Subversion. Doch wie geschieht dies? Es fällt auf, dass sie selbst unter-

schiedliche Strategien einsetzen. Haraway z.B. wählt im *Manifest* wie auch in *Situiertes Wissen* eine ironische Darstellungsweise. Für sie ist die Ironie ein Mittel, das Alte zu untergraben, es unglaublich zu machen. Die Ironie steht also im Dienste der Dekonstruktion und der Subversion. Butler wiederum schlägt in *Gender Trouble* die Parodie vor. Diese sei »eine Produktion, die effektiv – d.h. in ihrem Effekt – als Imitation« auftrete (vgl. GT 203), durch sie werde die Bedeutung des Originals verschoben und der Mythos der Ursprünglichkeit selbst imitiert (vgl. ebd.). Sie selbst schreibt aber weder ironisch noch parodistisch, sondern schlägt dies (nur?) für das Handeln im Alltag vor. Bei Bhaba dagegen ist kein Hinweis darauf zu finden, dass eine Subversion durch ironische oder parodistische Mittel zu erreichen sei. Gleichwohl deutet er an, dass durch die subversive Wiederholung das Original erschüttert und ein Sprechen des Widerstands möglich werde (vgl. ebd. 34).<sup>31</sup>

### Exkurs: Das Subjekt im »Orientalismus-Diskurs«

Da ich die Frage, ob Bhaba einen konstruktivistischen oder »dekonstruktivistischen« Ansatz vertritt, unbeantwortet gelassen habe, möchte ich dieser in einem Exkurs in Bezug auf Edward Saids Orientalismus nachgehen, denn seine Analyse war und ist für die postkolonialen Studien (in Verbindung mit Bhabas Hybridkonzept) wegweisend. Da in diesen inzwischen eine Präferenz für die »poststrukturalistische Methodologie« zu beobachten ist (vgl. Slemon 2001), lässt sich vermuten, dass in den *Postcolonial* ähnlich wie in den *Gender Studies* häufig eine (m.E. problematische) Mischform aus einem sozialkonstruktivistischen und »dekonstruktivistischen« Ansatz zu finden ist.

Nun schreibt Said selbst, dass er in Anlehnung an Foucaults methodologische Ausführungen in *Archäologie des Wissens* den Orientalismus als Diskurs analysiert habe. Seine Arbeit wird in diesem Sinne als Diskursanalyse gelesen. Nachdem sich aber gezeigt hat, dass Haraway keinen »dekonstruktivistischen« Ansatz vertritt, weil sie nicht wie Foucault vom »Tod des Subjekts« ausgeht, sondern an der »Stifterfunktion« des Subjekts (und seinen konstruktiven Fähigkeiten) festhält, lässt sich fragen, ob auch Said dem Subjekt konstruktive und kreative Fähigkeiten zuschreibt.

---

31 Dies wird Butler in *Hate speech* ähnlich formulieren: Indem das Wort, das verwundet, wiederholt und in einem veränderten Kontext durch die Verwundeten selbst eingesetzt werde, könne eine gegenläufige Bewegung eingeleitet werden (vgl. Hs 229f.).

Um dies zu klären, ist zunächst festzuhalten, dass Saids Analyse-material neben wissenschaftlichen auch literarische und politische Texte umfasst.<sup>32</sup> Diese Texte bilden die Daten für seine Analyse des Orientalismus-Diskurses. Aber analysiert er diese in der von Foucault beschriebenen Weise? Wie oben aufgezeigt, zitiert Foucault Autoren aus den verschiedenen Epochen, um die Veränderung des Diskurses zu belegen. Also lässt sich nun fragen, ob Said anhand der Texte verschiedener Autoren die Veränderungen des Diskurses aufzeigt oder ob er aufzeigt, dass von diesen neue Diskurse gestiftet wurden.

Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass er die Werke der Orientalisten nicht einheitlich erklärt, wie sich an zwei Beispielen aufzeigen lässt. Einerseits betrachtet er Sacey, wenn er dessen besondere Leistung für die Etablierung der Orientalistik und den »Orientalismus« hervorhebt (vgl. 2003: 123ff.)<sup>33</sup>, als »Urheber« oder »Stifter« des Diskurses, andererseits beschreibt er Renan als »a figure who must be grasped, in short, as a type of cultural and intellectual praxis, as a style of making Orientalist statements within what Michel Foucault would call the archive of his time« (ebd. 130). Er erklärt das Schreiben dieses Orientalisten also durch die Zeit, den Zeitgeist oder den Diskurs. Allerdings gibt Said selbst den Hinweis, dass Foucault nicht die Originalität oder Urheber-schaft der einzelnen Autoren betrachtet habe:

»Such texts can create not only knowledge, but also the very reality they appear to describe. In time such knowledge and reality produce a tradition, or, what Michel Foucault calls a discourse, whose material presence or weight, not the originality of a given author, is really responsible for the texts produced out of it.« (Ebd. 94)

In der Einleitung weist Said außerdem daraufhin, dass Autoren jeweils in soziale Kontexte eingebunden und damit der Macht unterworfen seien: Europäer oder Amerikaner, die heute über den Orient forschten, seien immer schon der »Macht des Orientalismus« unterworfen (vgl. ebd. 23). Hier erscheint das Subjekt also als ein der Macht unterworfenen (*subjected*). Daraus folgert er aber nicht, dass Subjekte nur innerhalb des Diskurses sprechen können, sondern er folgert umgekehrt, dass die Au-

---

32 Auch Haraway bezieht sich (ca. zehn Jahre später) auf literarische (Science-Fiction-)Texte, obwohl sie die wissenschaftlichen für die zentralen hält. Und auch Butler wird in *Körper von Gewicht* ausführlich auf »erzählende Dichtung« (KvG 189ff. und 231ff.) zurückgreifen.

33 Sacey sei »the originator, whose work represents the field's emergence and its status as a nineteenth-century discipline with roots in the revolutionary Romanticism« (2003: 130).

toren damit eine besondere Verantwortung für das, was sie schreiben, hätten: »It meant and means being aware, however dimly, that one belongs to a power with interests in the Orient, and more important, that one belongs to a part of the earth with a definite history of involvement in the Orient almost since the time of Homer.« (Ebd. 11) Said verschiebt also Foucaults Gedanken des Unterworfen-Seins des Subjekts, denn er spricht von der Zugehörigkeit und Teilhabe an der Macht (»that one belongs to a power«). Die Autoren haben für ihn also teil an der Macht des Westens, der alten Kolonialmächte, sie haben eine machtvolle Position und damit Deutungsmacht. Insofern deutet sich an, dass Said wie Haraway dem Autor-Subjekt mehr Verantwortung zuschreibt, als es nach Foucaults Ansatz möglich ist.

In der Einleitung ist weiterhin eine Aussage zu finden, die als Antwort auf die Frage nach dem Subjektbegriff bei Said zu betrachten ist: »Yet unlike Michel Foucault, to whose work I am greatly indebted, I do believe in the determining imprint of individual writers upon the otherwise anonymous collective body of texts constituting a discursive formation like Orientalism.« (Ebd. 23) Deutlich schreibt er den »individuellen Autoren« Einfluss und Wirkung zu. Außerdem schreibt er, Foucaults Annahme, dass der individuelle Text wenig zähle, habe sich »empirisch« nicht bestätigen lassen: »Foucault believes that in general the individual text or author counts for very little; empirically, in the case of Orientalism (and perhaps nowhere else) I find this not to be so.« (Ebd.) Dagegen lässt sich jedoch anführen, dass empirisch stets nur das zu bestätigen ist, was im Modell angenommen wird. Said kann empirisch sozusagen gar keine Bestätigung für Foucaults Aussage finden, wenn er im Modell von der Handlungsfähigkeit, den konstruktiven Fähigkeiten des Subjekts – als Autor wie als Alltagsmensch – ausgeht. Umgekehrt formuliert: Da er nicht wie Foucault davon ausgeht, dass das Subjekt dem Diskurs immer schon unterworfen ist, kann er dem Subjekt Handlungs- (und Schuld-)fähigkeit zuschreiben. Insofern ist zu folgern, dass Said, auch wenn er sich auf Foucault beruft, keinen »dekonstruktivistischen« Ansatz vertritt. Er betrachtet zwar den Orientalismus als Diskurs, aber er definiert – ähnlich wie Haraway – den Diskurs letztlich als ein Feld, in dem um (Definitions- und Deutungs-)Macht gerungen wird. Und ähnlich wie Haraway betrachtet er Macht als Deutungsmacht und spricht in diesem Sinne von der Verantwortung der Autoren. Oder anders, aus der Perspektive »von unten« formuliert: Ihm geht es um die *permission to narrate*, die diejenigen, die in diesem Orientalismus-Diskurs beschrieben werden, nicht haben. Und in diesem Sinne knüpft Spivak später an Said an und beschreibt die Unmöglichkeit der Subalternen zu sprechen, wie ich oben aufgezeigt habe.

Damit lässt sich folgern, dass Saids für die postkolonialen Studien so wichtige Analyse des Orientalismus-Diskurses keine diskurstheoretische Analyse im Sinne Foucaults ist, denn er deutet an entscheidender Stelle, d.h. dort, wo es um die Ablehnung der Stifterfunktion, um den »Tod« des Subjekts geht, Foucaults Ansatz um.

Diese Umdeutung ist nicht nur bei Said zu finden. Vielmehr ist die oben aufgezeigte Subsumtion des diskurstheoretischen Ansatzes unter das Etikett des Konstruktivismus Symptom für diese weit verbreitete Praxis. Und dies macht es umso verständlicher, warum Butler sich bemüht hat, den Ansatz Foucaults für eine neue feministische Theoriebildung zu nutzen. Im »Streit um Differenz« plädiert sie *Für ein Sorgfältiges Lesen*, um vorzubeugen, dass Foucaults Ansatz erneut konstruktivistisch umgedeutet wird. Es lässt sich aber auch zeigen, dass sie, weil sie am Konstruktionsbegriff festhält, nur schwer diese Missverständnisse vermeiden kann. Bevor ich dies aufzeige, sei noch erwähnt, dass Foucault auch für sich selbst nicht die Stifterfunktion in Anspruch nimmt: »Anstatt der Urheber des Diskurses zu sein, wäre ich im Zufall seines Ablaufs nur eine winzige Lücke und vielleicht sein Ende.« (OD 9)<sup>34</sup> Ähnlich schreibt auch Butler, sie spreche letztlich nicht als »Ich«, sondern von einer Subjektposition her, die im Diskurs vorgegeben sei.<sup>35</sup>

»Das ›Ich‹ ist ein Zitat der Stelle des ›Ichs‹ in der Rede, wobei jene Stelle eine gewisse Priorität und Anonymität besitzt hinsichtlich des Lebens, das sie be-seelt: Sie ist die geschichtlich revidierbare Möglichkeit eines Namens, die mir vorhergeht und über mich hinausgeht, ohne die ich jedoch nicht sprechen kann.« (KvG 310)

Außerdem weist sie darauf hin, dass sie nicht im Besitz der eigenen Worte sei:

»Es ist eine der zwiespältigsten Implikationen der Dezentrierung des Subjekts zu sehen, wie das eigene Schreiben zum Ort einer notwendigen und unvermeidlichen Enteignung wird. [...] Nicht im Besitz der eigenen Worte zu sein ist jedoch von Anfang an gegeben, denn das Sprechen ist in manchen Hinsichten stets das Sprechen eines Fremden/einer Fremden durch sich selbst und als sie selbst.« (Ebd. 331f.)

---

34 Konersman bezeichnet Foucault als »Philosophen mit der Maske« (1997). M.E. setzt Foucault nicht (verschiedene) Masken auf, vielmehr »verbirgt« er sein Ich, um damit zum Ausdruck zu bringen, dass er für sein Schreiben keine Stifterfunktion in Anspruch nimmt.

35 Vgl. auch SD 56 und KvG 175.

Die Ablehnung der Stifterfunktion bezieht sich also nicht nur abstrakt auf die Konstitution des Subjekts in der Theorie und Methodologie, sondern auch auf ihre eigene Position als Autorin. Wichtiger als ihre konsequente Bewertung des eigenen Sprechens sind in diesem Zusammenhang ihre Ausführungen zum Konstruktionsbegriff, die nun noch einmal betrachtet werden sollen, um ihr Verständnis von »Dekonstruktion« genauer nachzeichnen zu können.

## Butlers Umdeutung des Konstruktionsbegriffs

In *Körper von Gewicht* kritisiert Butler – in einem Kapitel mit der Überschrift »Von der Konstruktion zur Materialisierung« (KvG 24ff.) – verschiedene Versionen des Konstruktivismus, zum einen den sozialen Konstruktivismus, der zwischen *sex* und *gender* unterscheidet, zum anderen den radikalen linguistischen Konstruktivismus:

»Geht die erste Version des Konstruktivismus davon aus, dass sich die Konstruktion deterministisch vollzieht, womit menschliches Handlungsvermögen als Farce deklariert wird, dann versteht die zweite den Konstruktivismus so, dass ein voluntaristisches Subjekt vorausgesetzt wird, das sein soziales Geschlecht durch instrumentelles Handeln zustande bringt. In diesem letzteren Fall wird unter einer Konstruktion eine Art manipulierungsfähiger Kunstgriff verstanden, eine Konzeption, die nicht nur ein Subjekt voraussetzt, sondern genau das voluntaristische Subjekt des Humanismus wieder rehabilitiert, das der Konstruktivismus ehemals in Frage stellen wollte.« (Ebd. 28)

Insbesondere die zweite Kritik lässt sich auf Haraways Ansatz beziehen, denn deutlich kritisiert Butler die Annahme eines handelnden, konstruierenden Subjekts und die Aufladung des Konstruktionsbegriffs. Die Konstruktion habe den Platz eines gottähnlichen Handlungsvermögens eingenommen, das nicht nur alles das verursache, sondern auch zusammensetze, was sein Gegenstand sei: »Es ist die göttliche performative Äußerung, die das, was sie benennt, entstehen lässt und erschöpfend konstituiert. Denn wenn etwas konstruiert ist, heißt das nach dieser Auffassung von Konstruktion, dass es durch jenen Prozess geschaffen und bestimmt ist.« (Ebd.) Obwohl sie anmerkt, dass das, was sie vorhabe, »paradoxerweise« kein Konstruktivismus mehr sei, distanziert sie sich nicht von diesem Begriff. Allerdings weist sie darauf hin, dass die Debatte zwischen Konstruktivismus und Essentialismus das Entscheidende an ihrem Ansatz nicht erfasse:

»Es ging nie darum, dass ›alles diskursiv konstruiert ist‹, diese Aussage gehört zu einer Art von diskursivem Monismus oder Linguistizismus. Er bestreitet die konstitutive Kraft des Ausschlusses, der Auslöschung, der gewaltsamen Zurückweisung und Verwerflichmachung und deren aufsprenghende Wiederkehr gerade unter den Bedingungen diskursiver Legitimität.« (Ebd. 30)

Einerseits setzt sie alle oben genannten Gegensätze zwischen Essentialismus und Antiessentialismus bzw. zwischen Realismus und Konstruktivismus außer Kraft – hierzu habe ich oben aufgezeigt, dass Butler einen Ansatz im Auge hat, der weder der einen noch der anderen Seite zuzurechnen sei, und habe deshalb den Begriff »Dekonstruktivismus« vorgeschlagen – andererseits scheint sie aber den »Dekonstruktivismus« als eine besondere Form des Konstruktivismus zu betrachten. Dies gilt es nun zu problematisieren.

Im »Streit um Differenz« hat Butler Mühe, ein Verständnis von »Konstruktion« einzufordern, das ihrem Anliegen entspricht, weil sie, so scheint es mir, den Begriff in einer besonderen Bedeutung verwendet. Dies wird z.B. an der Stelle deutlich, wo sie aufzeigt, wie »die Konstruktion des Geschlechts« zu analysieren sei:

»Die Konstruktion des Geschlechts arbeitet mit den Mitteln des *Ausschlusses*, und zwar so, dass das Menschliche nicht nur in Absetzung gegenüber dem Unmenschlichen produziert wird, sondern durch eine Reihe von Verwerfungen, radikalen Auslöschungen, denen die Möglichkeiten kultureller Artikulation regelrecht verwehrt wird. Daher reicht es auch nicht aus zu behaupten, dass menschliche Subjekte konstruiert seien, denn die Konstruktion des Menschlichen ist ein differentieller Vorgang, der das mehr und das weniger ›Menschliche‹, das Unmenschliche und das menschlich Udenkbare erzeugt. Diesen ausgeschlossenen Orten fällt die Rolle zu, das ›Menschliche‹ als dessen konstitutives Außen zu begrenzen und diese Grenzen als andauernde Möglichkeit ihrer Durchbrechung und Reartikulation heimzusuchen.« (Ebd., Hervorh. im Original)

Hier ist der »Ausschluß« herausgehoben. Damit wird deutlich, dass der Begriff »Konstruktion« bei Butler eine Bedeutung hat, die mit der oben aufgezeigten Definition des »Bauens« durch »Konstrukteure« nichts gemeinsam hat. Während ich oben vorgeschlagen habe, »Konstruktion« nur in diesem Sinne zu verwenden (weil die in diesem Begriff enthaltene Metapher des Bauens nicht zu löschen ist), ist nach Butler mit diesem Begriff ein »differentieller Vorgang«, in dem das »mehr oder weniger Menschliche«, das »Unmenschliche« und das »menschlich Udenkbare« erzeugt werde, gemeint. Wichtig ist, dass sie hier eine Matrix beschreibt



und dabei anzeigt, dass das Subjekt an seiner Konstruktion *nicht* beteiligt ist:

»Wenn das Geschlecht konstruiert ist, dann ist es nicht von einem ›Ich‹ oder ›Wir‹ konstruiert, das in irgendeinem räumlichen oder zeitlichen Sinne ›vor‹ jener Konstruktion liegt. [...] Das Ich [geht] diesem Prozess der Entstehung von Geschlechtsidentität weder voraus, noch folgt es ihm nach, sondern entsteht nur innerhalb der Matrix geschlechtsspezifischer Beziehungen und als diese Matrix selbst.« (Ebd. 29)

Mit »Konstruktion« meint sie also einen Vorgang, der dem Subjekt vorausgeht. Damit klärt sich, warum sie behauptet, das Subjekt sei als »Effekt« zu betrachten: Ein Individuum kann nur innerhalb dieser Matrix als Subjekt in Erscheinung treten. Es muss im Feld des »Menschlichen« sprechen, um als menschlich gelten zu können. Das heißt auch: Butler plädiert dafür, die (Konstruktion der) Matrix des »Menschlichen« wie des »Unmenschlichen« und des »menschlich Udenkbaren« zu analysieren. So weist sie daraufhin, dass (der Prozess der) Konstruktion oft in der Weise (miss)verstanden werde, dass an die Stelle des Subjekts »unpersönliche Kräfte wie etwa die Kultur oder der Diskurs oder die Macht« träten:

»Oft heißt es [bei Verteidigern wie bei Kritikern der Konstruktion], es gebe Strukturen, die das Subjekt konstruieren, unpersönliche Kräfte wie etwa die Kultur oder der Diskurs oder die Macht, wobei diese Begriff den grammatischen Ort des Subjekts besetzen, nachdem man ›den Menschen‹ von seinem Platz vertrieben hat. In einer solchen Sicht wird der grammatische und der metaphysische Platz des Subjekts beibehalten, selbst wenn der Kandidat, der diesen Platz besetzt, zu rotieren scheint. [...] Unter einem solchen Gesichtspunkt wird der Diskurs oder die Sprache oder das Soziale personifiziert, und in der Personifizierung wird die Metaphysik des Subjekts wiederum konsolidiert.« (Ebd. 31)

Sie macht also deutlich, dass »Konstruktion« ohne Subjekt zu denken sei, und weist darauf hin, dass auch der Diskurs nicht als »Konstrukteur« zu betrachten sei: »In der Aussageform ›der Diskurs konstruiert das Subjekt‹ wird die Subjekt-Position der grammatischen Formulierung denn auch beibehalten, obwohl die Stellen von Subjekt und Diskurs vertauscht sind. Konstruktion muss mehr bedeuten als eine derart simple Umkehrung der Begriffe.« (Ebd.) Es sei von entscheidender Bedeutung, »dass die Konstruktion weder ein einzelner Akt noch ein kausaler Prozess, der von einem Subjekt ausgeht und in einer Anzahl festgelegter Wirkungen endet«, zu betrachten sei, vielmehr sei »Konstruktion selbst

ein zeitlicher Prozess, der mit der laufenden Wiederholung von Normen operiert; im Verlauf dieser unentwegten Wiederholung wird das biologische Geschlecht sowohl hervorgebracht als auch destabilisiert« (ebd. 32). Durch die passive Satzkonstruktion zeigt sie zwar an, dass es da kein Subjekt gibt, das »konstruiert«, gleichzeitig fordert diese Formulierung geradezu heraus zu fragen, durch wen denn dann das Hervorbringen und Destabilisieren geschieht. Aber gerade dies führt zu Missverständnissen.

Butler weist auch darauf hin, dass die Personifizierung der Macht auf einer »Fehllektüre Foucaults« beruhe: »Es gibt da keine Macht, die handelt, sondern nur ein dauernd wiederholtes Handeln, das Macht in ihrer Beständigkeit und Instabilität ist.« (Ebd.) Wenn Foucault die Macht als Einwirkung, als »Handeln auf Handlungen« definiert (1994: 255), liegt es zwar nahe, dies in der Weise zu verstehen, dass »die Macht« wie eine Person betrachtet wird, aber dies sei, so kritisiert Butler m.E. zu Recht, ein Missverständnis. Bei Foucault tritt die Macht nicht an die Stelle des Menschen, sie »konstruiert« nicht, sondern gibt den Rahmen für die Handlungsmöglichkeiten des Subjekts vor, das dementsprechend nur wiederholen, nicht neu erschaffen kann.

Wie steht es dann mit dem Begriff »Dekonstruktion«, dem Butler eine zentrale Bedeutung in ihrem Ansatz einräumt? Im »Streit um Differenz« zeigt sie an, dass dieser kein »Verneinen oder Abtun« beinhalte: »Dekonstruieren meint nicht verneinen oder abtun, sondern in Frage stellen und – vielleicht ist dies der wichtigste Aspekt – einen Begriff wie »das Subjekt« für eine Wieder-Verwendung oder einen Wieder-Einsatz öffnen, die bislang noch nicht autorisiert waren.« (SD 48) Sie weist also darauf hin, dass es ihr um einen anderen, neuen Subjektbegriff gehe, ein Subjekt, das nicht außerhalb der Machtbeziehungen stehe und das selbst nicht »konstruieren«, sondern nur wiederholen könne. Aber müsste das Wiederholen dann nicht eher durch ein »re-« angezeigt werden? Durch das Präfix »de-« wird zwangsläufig das Infragestellen einer Gebäudevorstellung ausgedrückt, weil die Konstruktionsmetapher immer schon eine (dreidimensionale) Gebäudevorstellung evoziert. Halten wir also fest: »Konstruktion« und »Dekonstruktion« sind, wenn sie auf die Analyse der dem Subjekt vorausgehenden Matrix bezogen sind, irreführende Metaphern. Da Butler nicht auf die Konstruktionsmetapher verzichtet, wundert es nicht, dass sie missverstanden und konstruktivistisch umgedeutet wurde (und wird).

Um zu verstehen, welche Art von Analyse sie vorschlägt, sind noch weitere Ausführungen zum »Ausschluss« zu betrachten, denn dieser Begriff ist von herausgehobener Bedeutung: »Sobald wir verstanden haben, dass Subjekte durch Ausschließungsverfahren gebildet werden, ist es

politisch notwendig, die Verfahren dieser Konstruktion und Auslöschung nachzuzeichnen.« (Ebd. 47) Mit dem Nachzeichnen der »Verfahren dieser Konstruktion und Auslöschung« ist nicht die Rekonstruktion der Konstruktionsprozesse durch Subjekte gemeint, vielmehr hat sie eine Analyse der Ausschließungsprozeduren, die »da« sind, bevor jemand spricht (und eine Subjektposition einnimmt), im Auge. Mit »Verfahren der Konstruktion und Auslöschung« ist also die Analyse der Matrix gemeint, denn der Ausschluss erfolgt in der Matrix selbst. Diese entscheidet darüber, wer überhaupt als »menschlich« Geltung beanspruchen kann und was als »unmenschlich« und »menschlich undenkbar« aus dieser Matrix ausgeschlossen ist.

Den Gedanken der Ausschließung übernimmt Butler von Foucault. In *Ordnung des Diskurses* schreibt er, er habe die Ausschließungsfunktion »für einen bestimmten Zeitraum bereits untersucht: es handelte sich um die Grenzziehung zwischen Wahnsinn und Vernunft in der Epoche der Klassik« (ODs 39). Außerdem schreibt er, dass die Prozeduren der Ausschließung nicht nur über Verbote reguliert würden, sondern über »eine Grenzziehung und eine Verwerfung« (vgl. ebd. 13). Dies zeigt er nicht nur in Bezug auf Wahnsinn und Vernunft, sondern auch in Bezug auf das Wahre und das Falsche auf:

»Auf der Ebene eines Urteils innerhalb eines Diskurses ist die Grenzziehung zwischen dem Wahren und dem Falschen weder willkürlich noch veränderbar, weder institutionell noch gewaltsam. Begibt man sich aber auf eine andere Ebene, stellt man die Frage nach jenem Willen zur Wahrheit, der seit Jahrhunderten unsere Diskurse durchdringt, oder fragt man allgemeiner, welche Grenzziehung unseren Willen zum Wissen bestimmt, so wird man vielleicht ein Ausschließungssystem (ein historisches, veränderbares, institutionell zwingendes System) sich abzeichnen sehen.« (Ebd. 13f.)<sup>36</sup>

Foucaults Analyse des Diskurses ist also vor allem eine Analyse der Ausschließungssysteme. Diese will er in der Positivität analysieren. Dies gelingt ihm, indem er sukzessive vergangene Diskurse analysiert und vergleicht, denn im historischen Rückblick lässt sich feststellen, was im Vergleich zu späteren Diskursen in früheren ausgeschlossen war.

Hier gibt es jedoch einen Unterschied: Während Foucault vergangene Diskurse analysiert, will Butler eher aktuelle Diskurse analysieren. Und da sie keine Vergleiche verschiedener Diskurse im Auge hat, ist es

---

36 In seinen historischen Analysen hat er vor allem drei große Ausschließungssysteme beschrieben: das »verbotene Wort«, die »Ausgrenzung des Wahnsinns«, den »Willen zur Wahrheit«. Vor allem letzteres bezeichnet er als »gewaltige Ausschließungsmaschinerie« (vgl. OD 17).

schwierig sich vorzustellen, wie der Ausschluss analysiert werden soll. Dies gilt es später genauer zu betrachten. Alle Fragen der methodischen Umsetzung dieses Ansatzes werde ich im nächsten Kapitel behandeln. Hier ist festzuhalten, dass Butler nicht das Aufbauen oder Aufgebaute, sondern gerade umgekehrt, das aus den Konstruktionen Ausgeschlossene untersuchen will. Außerdem ist festzuhalten, dass Foucault und Butler nicht (wie zunächst vorgeschlagen) als Vertreter des »Dekonstruktivismus« zu bezeichnen sind, denn zur Bezeichnung ihres Ansatzes sollte die Konstruktionsmetapher vermieden werden, weil sie eine »Gebäude«-Vorstellung evoziert, die irreführend ist. Welche andere Bezeichnung ist dann möglich? Da der Begriff »Poststrukturalismus« zu weit ist, begnüge ich mich damit, sie als Vertreter eines »diskurstheoretischen Ansatzes« zu bezeichnen.

## Zusammenfassung

In diesem Kapitel standen die Begriffe »Konstruktion« und »De-konstruktion« und »(De-)Konstruktivismus« im Mittelpunkt der Betrachtung. Zunächst wurde aufgezeigt, dass es einen Streit zwischen »Realisten« und »Konstruktivisten« gibt, der große Ähnlichkeit mit dem feministischen Streit um Essentialismus hat, weil hier die Voraussetzung von »rohen Tatsachen« diskutiert wird. Dann wurde die Position der Radikalen Konstruktivisten skizziert und aufgezeigt, dass für diese die Annahme der individuellen Konstruktion der Wirklichkeit wichtig ist. Um darauf hinzuweisen, dass der Poststrukturalismus nicht mit dem Radikalen Konstruktivismus verwechselt werden sollte, wurde die diametral entgegen gesetzte Perspektive auf das Subjekt herausgearbeitet: Während Radikale Konstruktivisten vom Subjekt ausgehen, wird das Subjekt von Poststrukturalisten als »Effekt« betrachtet. Während in ersteren machtkritische Überlegungen nicht möglich sind, sind diese in letzteren von zentraler Bedeutung. Außerdem wurde argumentiert, dass aufgrund dieser Unterschiede der poststrukturalistische Ansatz nicht dem Konstruktivismus zuzurechnen und allenfalls als »Dekonstruktivismus« zu bezeichnen ist.

Dann wurde anhand der Ausführungen Hackings dargestellt, dass der Begriff »Konstruktivismus«, auch wenn vor allem Radikale Konstruktivisten sich selbst als »Konstruktivisten« bezeichnen, als ein Oberbegriff für den Radikalen und verschiedene Versionen des Sozialkonstruktivismus zu verwenden ist, denn beiden Arten des Konstruktivismus liegt die Annahme zugrunde, dass die Wirklichkeit von Subjekten konstruiert wird. Beide haben sozusagen eine »Wirklichkeitsfor-

schung« im Auge, auch wenn im Radikalen Konstruktivismus von der individuellen und nur im Sozialkonstruktivismus von der sozialen Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit ausgegangen wird. Beide unterscheiden sich auch darin, dass nur im Sozialkonstruktivismus sowohl die Konstruktionen als auch die Wirkungen der Konstruktionen im Mittelpunkt der Betrachtung stehen. Insofern ist der Sozialkonstruktivismus (anders als der Radikale Konstruktivismus) immer auch »Wirkungsforschung«.

Die Unterschiede zwischen den verschiedenen »konstruktivistischen« Ansätzen lassen sich schematisch folgendermaßen darstellen:

Konstruktivismus = »Wirklichkeitsforschung«		»Dekonstruktivismus« Poststrukturalismus
Radikaler Konstruktivismus	Sozialkonstruktivismus = »Wirkungsforschung«	

Dadurch konnte herausgearbeitet werden, dass Butler weder einen radikal- noch einen sozialkonstruktivistischen, sondern einen »dekonstruktivistischen« Ansatz vertritt. Außerdem konnte aufgezeigt werden, dass Haraway, deren Arbeiten ähnlich einflussreich für die feministische Diskussion waren und sind wie Butlers, keinen »dekonstruktivistischen«, sondern einen konstruktivistischen Ansatz vertritt, denn sie geht von der Handlungs- und Konstruktionsfähigkeit des Subjekts aus und betrachtet es nicht als »Effekt«.

Auch wenn nicht geklärt wurde, ob Bhaba, dessen Hybridkonzept zunehmend an Bedeutung gewinnt, einen konstruktivistischen oder »dekonstruktivistischen« Ansatz vertritt, wurde in einem Exkurs aufgezeigt, dass Edward Saids Analyse des Orientalismus-Diskurses, die wegweisend für die postkolonialen Studien war, nicht als eine »dekonstruktivistische«, d.h. diskurstheoretische Analyse im Sinne Foucaults zu bezeichnen ist.

Abschließend wurde aufgezeigt, dass viele Irritationen über diese Ansätze, die sowohl in den feministischen als auch in den postkolonialen Studien zu finden sind, durch Butlers Argumentationen nicht geklärt wurden, sondern eher Nahrung erhalten haben, denn sie hält am Konstruktionsbegriff fest und schiebt ihm eine Bedeutung unter, die der Begriff (als Metapher für das Aufbauen und/oder das Gebäude) nur schwer tragen kann. Dies gilt auch für den ebenfalls metaphorischen Begriff »Dekonstruktion«, der, wenn er die Analyse der Ausschließungsproze-

duren, durch die Subjekte gebildet werden, bezeichnen soll, kaum angemessen ist. Diesen Befund habe ich abgesichert, indem ich aufgezeigt habe, dass Foucault in seiner Analyse vergangener Diskurse die Analyse von Ausschließungssystemen vorgenommen hat. Dabei wurde auch deutlich, dass noch genauer zu klären ist, wie eine »dekonstruktivistische«, d.h. diskurstheoretische Analyse, in der die Ausschließung untersucht werden soll, vorzunehmen ist. Dies ist Gegenstand des folgenden Kapitels.